Zeitschrift: Verhandlungen der Allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die Gesammten Naturwissenschaften = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Science Naturali

Herausgeber: Allgemeine Schweizerische Gesellschaft für die Gesammten Naturwissenschaften

Band: 16 (1830)

Rubrik: Nekrologe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nekrologe.

I. Hieronimus Bernoully,

Stadtrathspräsident von Basel.

Wir haben den Verlurst eines Mannes anzuzeigen, der durch seine wahre Menschenfreundlichkeit, durch seinen gemeinnützigen Sinn, durch seine bürgerlichen Tugenden, in hohem Grade die allgemeine Achtung sich erworben hatte, und der dabei auch neben seinen vielen Geschäften, sowohl des Berufs als des Staats, auch den Wissenschaften, besonders den naturhistorischen, nichts weniger als fremd geblieben war. — Obgleich sein bereits sehr weit vorgerücktes Alter ihm nicht erlaubte, den Versammlungen der allgemeinen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft auch an den andern Vereinigungsorten in der Schweiz beizuwohnen, so ist er doch gewiß vielen Mitgliedern derselben, noch von ihrer Versammlung in Basel im Jahre 1821, und noch mehr vielleicht durch seine reichen naturhistorischen Sammlungen denselben, und in der Schweiz überhaupt nicht unbekannt. Unsere Cantonalgesellschaft sah ihn desto häufiger in ihrer Mitte, ja sie freute sich der Gegenwart des ehrwürdigen, für die Wissenschaft immer hochbeseelten Greisen auch dann noch, als ihn schon die Last beschwerlicher Krankheit drückte.

Hr. Hieronimus Bernoully wurde in Basel den 27. May 1745 geboren; er war der einzige Sohn von Hrn. Nikolaus Bernoully, der Handelsmann und Apotheker daselbst war. — Von seinem Vater zu demselben Stande bestimmt, widmete er sich deshalb schon früh den Studien, besuchte das damalige Gymnasium, und die Vorlesungen an der hiesigen Universität, und trat dann bei seinem Vater als Apotheker in die Lehre. Schon zu dieser Zeit beschäftigte er sich nebenbei häufig mit dem Studium der Botanik und der Naturgeschichte überhaupt, und fing an den Grund zu einer Naturalien-Sammlung zu legen;

diese erweiterte er dann, als er auf einer größern Reise, im Jahre 1766, nach Paris, Holland, dem nördlichen Deutschland ꝛc., die berühmtesten Männer und Naturalien-Cabinete damaliger Zeit besuchte, besonders setzte er dieses immer mehr fort, je mehr ein ausgebreiteter Drogueriehandel ihm Gelegenheit verschaffte, mit fremden Ländern in Berührung zu kommen. — Da er bis zu seinem Ende eine sehr dauerhafte Gesundheit, ausdauernden Fleiß, glückliche Naturgaben in so mancher Beziehung hatte, und dabei das hohe Alter von 84 Jahren erreichte, so wuchs seine Sammlung so heran, daß sie zu seiner Zeit eine Zierde unserer Stadt und des schweizerischen Vaterlandes wurde. Sie umfaßte beiläufig:

2000 Stücke an Minerialien;
eine ganz besonders reiche Sammlung von Petrefacten;
500 mitunter sehr seltene Conchilien;
einige 100, zum Theil sehr merkwürdige, größtentheils ausländische Insekten und Krebsarten;
130 in Weingeist aufbewahrte, meistens fremde Amphibien, Fische, Weichthiere ꝛc.;
eine Sammlung von getrockneten Süßwasserfischen, Seesternen, Seeigeln, Corallen;
über 300 Stück ausgestopfte in- und ausländische Vögel und Säugethiere; sodann
eine Sammlung von Holzarten und Früchten ꝛc.

und viele andere Gegenstände, worunter manche schöne, seltene Sachen. Kein Fach der Naturgeschichte schloß er ganz davon aus, obgleich er sich mit einigen davon, wie Mineralogie und Petrefaktenkunde, in spätern Zeiten mehr beschäftigte und sie zu seinen Lieblingsstudien machte. Bei allen trachtete er die Gesetze ihrer Bildung und Verwandtschaft kennen zu lernen, und bewunderte in denselben die Größe und Allmacht des Schöpfers.

Neben seinen Berufsgeschäften und der Liebe zu den Wissenschaften war aber sein langes Leben auch nicht weniger dem Wohl des Vaterlandes und seinen Mitbürgern gewidmet. Zu allen Zeiten ergriff er emsig jede Gelegenheit, wo er denselben nützlich sein zu können glaubte. So bekleidete er nach und nach eine Menge öffentlicher Aemter und Stellen, an der Regierung sowohl als dem Stadtmagistrate, bis er endlich Präsident eines löblichen Stadtraths wurde, welches Amt, so wie die meisten

übrigen, er dann erst wenige Jahre vor seinem Tode niederlegte, als die herannahenden Altersschwächen es ihm nicht mehr möglich machten, denselben länger vorzustehen. — Nach seinem Tode glaubte seine hinterlassene Familie seinen gemeinnützigen, vaterlandsliebenden, wissenschaftbelebenden Sinn nicht besser ehren zu können, als indem sie seine ganze Sammlung dem Staate als Geschenk darböte, von welchem sie nun, zu seinem Andenken und zur allgemeinen Benutzung, dem öffentlichen Museum einverleibt, aufgestellt wird. — Was er übrigens seinen Freunden, seiner Familie, seiner zahlreichen Nachkommenschaft, als Mensch, Freund, Vater gewesen ist, und was sie an ihm verloren haben, wird gewiß allen denen unvergeßlich bleiben, welche das Glück hatten, ihn näher zu kennen.

II. Jakob Samuel Wyttenbach,

Pfarrer an der Kirche zum heil. Geist in Bern.

Hr. J. S. W., geboren den 14. Oktober 1748, gestorben den 22. May 1830, war neben drei Schwestern einziger Sohn unvermöglicher Eltern, die schlechterdings nicht im Stande gewesen wären, etwas an eine bessere Erziehung für denselben zu verwenden. Wegen der indessen schon frühe an dem Knaben sich äußernden, vorzüglichen Naturanlagen, seines gefälligen sich jedermann sogleich empfehlenden Aeußern, und seines offenen, bei späterer Entwickelung und gehöriger Selbstausbildung viel versprechenden Kopfes ward er zum geistlichen Stande bestimmt, der damals bei den bedeutendern öffentlichen Hülfsmitteln wohlfeilsten und doch zu einem sichern Ziel führenden Erziehungsart für Bürgerknaben. So besuchte er zuerst die damals eben nicht sonderlich gut bestellte untere Gelehrtenschule, nachher die Collegien der Akademie, wo er Eloquenz, Philosophie und Theologie studirte, doch ohne daß er von dieser seiner ersten Lebensepoche etwas anders zu bemerken nöthig gefunden hätte, als daß er in seinem 18ten Altersjahr seinen Vater verloren habe, was soviel sagen will, daß er von da an genöthigt gewesen sey, durch häufigen Privatunterricht und Nebenbeschäftigungen selbst für seinen Unterhalt zu sorgen, und sich so gut möglich auszuhelfen.

Daß der Jüngling sich indessen schon als Studiosus vortheilhaft vor anderen müsse ausgezeichnet und einigen Ruf erlangt haben, läßt sich theils daraus schließen, daß ein reicher, kinderloser Namensverwandter, Hr. Sigm. Wyttenbach, Apotheker, ihm im Jahr 1773 (ein Jahr nach seiner im August 1772 wirklich erhaltenen Ordination zum geistlichen Stand) den Antrag machte, diesen Stand wieder zu verlassen und unter schönen Versprechungen ihn zu bewegen suchte, die Medizin zu studieren, was er aber indessen nicht ohne warmes Dankgefühl ablehnte; theils daraus, daß ihm im Jahr seiner Ordination selbst das sogenannte Lausanner-Stipendium zu Erlernung der französischen Sprache zugesprochen wurde, eine Gunst, welche nur ganz ausgezeichneten Subjekten zu Theil ward, mit welchem Stipendium er auch schon im September 1772 nach Lausanne abreisen und 2½ Jahre lang daselbst verbleiben konnte. Allerdings war Hr. W. schon als Studiosus wegen seines ihm gleichsam angebornen Hangs zum Studium der Naturgeschichte und seiner kleinen theils botanischen, theils andern Sammlungen von Naturgegenständen unserm großen Haller und durch ihn den übrigen edeln Stiftern und Mitgliedern der damals hochberühmten ökonomischen Gesellschaft bekannt, und von denselben auch als Ehrenmitglied ihren lehrreichen Versammlungen beigezogen worden, eine Auszeichnung, welcher er auch in der Folge, wegen des vielfachen Genusses und anderer Vortheile mehr, die sie ihm gewährte, nie ohne Entzücken gedachte, und die er auch nach seiner Rückkunft von Lausanne und bis zu Hallers Tod mit ununterbrochenem Eifer und kräftiger Theilnahme sich zu Nutzen machte.

In Lausanne, sagt er aber selbst, habe eine der wichtigsten Epochen seines nachherigen Glücks ihren Anfang genommen. Der damals noch sehr schüchterne und mit der Welt noch unbekannte Jüngling hatte dort sehr viele Gelegenheiten, mit der feinen Welt bekannt zu werden. „Lausanne war damals mit Fremden aus verschiedenen Nationen angefüllt, vorzüglich mit Engländern, unter denen ich mehrere vortreffliche Freunde fand, welche während dieser nun verflossenen 50 Jahren immer meine treuesten Freunde geblieben sind und mir seither auch andere verschafft haben, die noch jetzt einen wichtigen Theil der Glückseligkeit meines Lebens ausmachen.“

Im Februar 1775 erhielt er ohne sein Zuthun durch die Verwendung eines hohen Gönners die angenehme Stelle eines Predigers im großen Bürgerspital zu Bern, und kam also in seine Vaterstadt zurück. Oekonomisch zuträglich war ihm sein Aufenthalt in Lausanne, und sein täglicher Umgang mit reichen Engländern, die mit ihrem Vermögen zu rechnen nicht nöthig hatten, eben nicht gewesen. Ein günstiger Ruf war ihm aber nach Bern vorausgegangen, und sein selbst eigenes Benehmen rechtfertigte und unterstützte diesen Ruf völlig. Sein Umgang war so anziehend und interessant, daß man denselben eifrig suchte; seine Predigten waren stets mit Zuhörern überfüllt. Das kärgliche Einkommen seiner Stelle konnte er durch Unterweisungen, für welche ihm Knaben und Töchter aus den angesehensten Häusern im Ueberfluß anvertraut wurden, ansehnlich vermehren; seine Mußestunden widmete er jedoch ganz seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, die ihn nicht nur auf seinem Zimmer beschäftigten, wo er sich mit der Ausarbeitung mehrerer naturhistorischer Werke, als dem Text zu den kostbaren Wagnerischen Oelgemälden von unsern merkwürdigen Alpengegenden, und mit Uebersetzungen oder Auszügen naturhistorischer, russischer, schweizerischer und italienischer Reisebeschreibungen abgab, sondern eben da auch die ersten freundschaftlichen Zusammenkünfte von 8—10 Bernerschen Naturfreunden an einem regulären Wochentage beim Thee stiftete, und den ersten botanischen Garten untenher des Waisenhauses an der Langmauer gründen half, welcher Verein ununterbrochen bis zur Revolution fortdauerte. Alle Jahre konnte er überdieß während des Sommers einige Wochen entübrigen, um bald einzig, bald aber mit jungen Freunden, die er ganz besonders für die große Natur zu begeistern wußte, die Alpen zu besuchen, und auf diesen Reisen sowohl seine Kenntnisse durch neue Beobachtungen und Erfahrungen, als seine Naturalien-Sammlungen allmälig zu bereichern. Kurz, es war vielleicht die schönste Zeit seines Lebens, die ihm während seines 6½jährigen Aufenthalts im Bürgerspital zu Theil ward, in welcher er auch den fruchtbarsten Samen für die Beförderung der Liebe und Achtung der Naturgeschichte in unserer Vaterstadt ausstreute, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die reichen Sammlungen, die herrliche Bibliothek und die ungemeine Gefälligkeit des sel. Hrn.

Pfarrer Sprüngli, im Baumgarten, mit diesen kostbaren Hülfsmitteln der wiß- und lernbegierigen Jugend ebenfalls bestmöglich an die Hand zu gehen, ihm nicht geringe Dienste leistete.

Im November 1781 gelang es ihm endlich, die Spitalpredigerstelle mit der bedeutendern aber auch einträglichern Stelle eines Diakons oder Helfers an der heil. Geistkirche vertauschen zu können. Ein Hauptbeweggrund zur Bewerbung um diese Stelle war für ihn das damals mit derselben verbundene Recht, nach einer 6jährigen Bedienung eine gute Landpfarre, das damalige höchste Ziel seiner Wünsche, ansprechen oder annehmen zu können. Seine Erwählung zu jener Helferei war auch der Zeitpunkt seiner ersten Verehelichung mit einer liebenswürdigen Gattin, von welcher er nicht allein einiges verfallenes Vermögen, sondern auch den Eintritt in eine angesehene und zahlreiche Verwandtschaft aus den mittleren Ständen der Bürgerschaft erhielt, die ihn mit Freuden aufnahm, und zu den Ihrigen zählte. Aber nicht lange ward ihm der Genuß dieses höchsten Erdenglücks zu Theil, denn kaum nach einem Jahr raubte ihm der unerbittliche Tod sowohl seine durch eine schwere Geburt ganz entkräftete theure Gattin, als die beiden von ihr gebornen Zwillingskinder, und so stand er wieder allein da. Doch auch hier wußte die über seinem Schicksal waltende ewige Vorsicht bald Hülfe zu schaffen. Im Frühling 1783 starb sein würdiger Amtskollege an der hl. Geistkirche, Hr. Pfarrer Sprüngli. Hr. W. ward von allen Seiten aufgefordert, sich für diese weit bessere und ansehnlichere Stelle zu bewerben, und so sehr es auch seinen liebsten Wünschen widerstrebte, dadurch dem Landleben entsagen zu müssen, und sich wahrscheinlich auf immer an die Stadt fesseln zu lassen, so gab er doch nach und erhielt die Stelle im August 1783.

Nun mußte er aber auch seinem entschiedenen Hang für das Studium der Naturgeschichte engere Schranken anweisen; höhere Berufspflichten und Theilnahme an wichtigern, sowohl allgemeinen kirchlichen als besondern Schul- und Armenangelegenheiten seiner großen Pfarrgemeinde nahmen seine Zeit und Kräfte mehr in Anspruch als bisher der Fall gewesen war. Auch nöthigte ihn seine jetzige häusliche Lage, sogleich an eine neue Verehelichung zu denken, die auch bald darauf mit einer vor-

trefflichen liebenswürdigen Person von dem sanftesten Charakter zu Stande kam, welche bis zu seinem Tod die treue Gefährtin seines Lebens, die fromme Mitträgerin seiner nachherigen Leiden und Freuden war.

Der erste freundschaftliche Verein Bernerscher Naturfreunde war durch die Revolution in mehrern seiner Mitglieder ganz auseinander gesprengt worden. Durch die Verwendung vorzüglich des Hrn. W. und des sel. Morells konnte man von dem französischen Commissär Rapinat, und nachher auch von der Munizipalität den ungestörten Fortgenuß des botanischen Gartens an der Langmauer als Kern- und Mittelpunkt einer gehofften künftigen Zusammensetzung eines neuen Vereins ähnlicher Naturfreunde erhalten, der sich auch bald darauf wirklich bei Hrn. W. bildete.

Als die ersten rauhen Stürme der Revolution vorüber, die Franzosen großentheils abgezogen, und einigermaßen Ruhe wieder bei uns eingekehrt war, ließ Hr. W. durch unverdrossenes Verwenden und Treiben bei den Stadtbehörden nicht nach, bis der von den Franken ganz verunreinigte Todtenacker bei der Akademie der neuen naturforschenden Gesellschaft zur Umwandlung in einen botanischen Garten überlassen, und durch die großmüthige Unterstützung und Mitwirkung des Munizipalraths auch glücklich in einen solchen zur Ehre unserer Vaterstadt umgeschaffen wurde.

Im September 1801 starb der obgedachte würdige Veteran der Bernerschen Freunde der Naturwissenschaften, Herr Alt-Pfarrer Daniel Sprüngli, im Baumgarten, und hinterließ nebst andern kostbaren Sammlungen auch die damals einzig interessante Sammlung ausgestopfter schweizerischer Vögel.

Keiner der vier Erben des Verstorbenen war Naturhistoriker. Sie beschlossen also, sowohl die kostbare und reiche Büchersammlung als die übrigen Sammlungen käuflich wegzugeben, jedoch vorzugsweise und in billigern Preisen an wissenschaftliche Liebhaber, die sie zu schätzen und weiter zu besorgen fähig wären. Und hier war es nun, wo Hr. Pfarrer W. sich wieder mit außerordentlichem Eifer und Thätigkeit als Freund seiner Lieblingswissenschaft und der Ehre Berns hervorthat. Ungeachtet der damaligen ungünstigen und geldarmen Revolutionszeit veranstaltete er sogleich eine Subscription zum Ankauf der Vögel-

sammlung für die öffentliche Bibliothek, denn diese war besonders der Gefahr ausgesetzt, in kurzer Zeit ein Raub der Motten und Dermesten (Speckkäfer) zu werden, mit welchen sie schon jetzt schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Und als die Subscription zum Ankauf der Sammlung nicht ganz hinreichte, vermochte er durch sein beredtes Verwenden bei der damaligen Bibliothek-Commission nicht nur, daß sie das noch Fehlende hinzufügte, sondern auch großmüthig das Lokal der damals fast ungebrauchten Gallerie und die Verfertigung und Aufstellung neuer geschmackvoller und sicherer Schränke in derselben bewilligte, und somit die Gründung des heutigen so schönen und vielbesuchten Museum's bewerkstelligte. Nicht genug; außer der Vögelsammlung erhielt die Bibliothek durch Hrn. W. Verwendung von einem noch lebenden hohen Gönner und Beförderer alles Schönen und Guten aus dem Sprünglischen Nachlaß auch die interessante Petrefakten-Sammlung als Geschenk, so wie von den Erben selbst die Sammlung von Corallen, Madreporen und andern Seegewächsen, so wie aus der versteigerten Bibliothek den Ankauf einiger kostbarer naturhistorischer Werke, leider! nicht so vieler, als eigentlich hätten gekauft werden sollen. Allein, des Guten war zu viel, und die Zeiten waren noch schwer und ungewiß.

Ungefähr zu derselben Zeit ward auch von der Liquidations-Commission in Freiburg das reiche Erlachische Mineralien-Cabinet, welches die helvetische Regierung angekauft hatte, der Stadt Bern zugesprochen. Hr. Pfarrer W. an der Spitze der damaligen zweiten Privatgesellschaft naturforschender Freunde in Bern, nahm dasselbe in Empfang, ließ sich auch die übrigen der Bibliothek gehörenden, und zum Theil sehr nachläßig und zerstreut aufbewahrten sowohl Natur- als Kunstmerkwürdigkeiten, vorab die von Cooks Reisegefährten, Weber, seiner Vaterstadt geschenkten otaheitischen Seltenheiten, so wie auch die wenigen vorhandenen Antiquitäten zustellen, vereinigte alles in ein schönes gefälliges Ganzes, und stellte alles dasselbe endlich, von ihm und einigen Freunden wohlgeordnet, in den unter der Gallerie befindlichen drei Zimmern, die nun auch geräumt, und der Bibliothek zu diesem Gebrauch überlassen wurden, auf. Mit Recht kann er also als der eigentliche Begründer aller dieser von Fremden und Einheimischen mit Vorliebe, mit Zufriedenheit

und stets wachsendem Interesse besuchten kostbaren Museen angesehen werden, auch pflegte er dieselben von ihrem Entstehen an bis in sein höchstes Alter unausgesetzt als liebe Schooßkinder mit väterlicher Sorgfalt, und ermüdete nicht, mit einer wahrhaft bewundernswerthen Geduld und liebenswürdiger Gefälligkeit den zahlreichen sich dort einfindenden Neugierigen jeden Ranges und Geschlechtes während der schönen Jahreszeit fast täglich gefällige Auskunft über alle ihm vorgelegten Fragen freundschaftlich zu ertheilen. Am wirksamsten war indessen sein Einfluß auf die Museen und ihren glücklichen Fortbestand, als er im Jahr 1808 zum eigentlichen Mitglied der Bibliothek-Commission ernennt worden war, denn nicht nur gewann jetzt das, freilich schon früher angeordnet gewesene Aufsichts-Comite über die Museen und den botanischen Garten, von welchem er der Präsident war, gleichsam auf einmal neue Kraft und Leben, sondern seiner Fürsprache und kräftigen Mitwirkung verdankte auch die Bibliothek selbst von da an manches schöne kostbare naturhistorische Werk, dessen sie schon lange schmerzlich hatte entbehren müßen.

Aber auch auf jede andere Weise suchte Hr. W. der Aufnahme der Naturwissenschaft in seinem Vaterlande jederzeit beförderlich zu sein. In dem bald nach der Revolution neu errichteten Erziehungsrathe, in welchen auch er als Mitglied ernannt worden war, hielt er es indessen nicht lange aus, sondern nahm und erhielt nebst andern Mitgliedern nach einiger Zeit seine Entlassung, da sie sahen, wie wenig Gutes in demselben zu Stande zu bringen, kaum einiges Böse zu hindern möglich war.

In dem, auch während der heißen Revolutionszeit aus ächtem Patriotismus errichteten medizinischen Privat-Institut hielt er jedoch als Mitarbeiter einige Jahre hindurch eine lange Reihe von Vorlesungen über Botanik und die Naturgeschichte unsers Vaterlandes überhaupt, welche auch von mehrern damals in Bern befindlichen Vorstehern der helvetischen Regierung ordentlich und mit Beifall besucht wurden, so daß es dem sich selbst fühlenden und seiner vieljährigen Bemühungen um die Naturgeschichte bewußten Mann wohl nicht zu verdenken war, daß ihn einige Jahre später, bei der Umschaffung unserer Akademie (1805), seine Hintansetzung bei der Erwählung eines

Professors der Naturgeschichte, als mit seiner Pfarrstelle unverträglich, tief gekränkt hatte. Hingegen erinnern sich seine Freunde noch recht gut an die lebhafte Freude und den jugendlichen Eifer, mit welchem er dem Ruf seines alten Freundes Gosse, in Genf, zur Stiftung einer allgemeinen Gesellschaft schweizerischer Naturfreunde entsprochen, und wie thätig er in dem darauf folgenden Jahre in Bern als erster Präsident dieser neu entstehenden Gesellschaft sich bei der definitiven Organisation derselben auch durch Anwerbung und Einladung würdiger Mitglieder zur Theilnahme an derselben bewiesen hat.

Von dem Zutrauen und der Achtung, in welcher er bei seiner hohen Regierung stand, können die Ehrenstellen in den wichtigsten Dikasterien, zu welchen er nach und nach berufen wurde, hinlänglich zeugen. Schon im Jahr 1803, beim Anfang der sogenannten Mediations-Regierung, ward er zum Mitglied des neu eingesetzten obersten Ehegerichts ernannt, in welchem er jedoch wegen schon damals verspürten Altersbeschwerden nur 3 Jahre verblieb. Im Oktober 1813 wurde er in die Curatel der Bernerschen Akademie erwählt, aus welcher er verschieder wichtiger Ursachen wegen genöthigt ward, schon im Dezember 1815 wieder auszutreten. Indessen gelang es ihm, während dieses kurzen Zeitraumes die fast erstorbene Privatgesellschaft der naturforschenden Freunde Berns unterm 4. März 1815 zum dritten Male wieder neu zu beleben und durch bestimmtere organische Gesetze so zu befestigen, daß sie noch jetzt glücklich fortbesteht; überdieß auch den botanischen Garten mit der Akademie in eine auch für diesen vortheilhafte, genauere Verbindung zu bringen. Im Februar 1816 ward er endlich auch zum Mitglied des hohen Kirchen- und Schulraths ernannt, aus welchem er um seiner fühlbar zunehmenden Altersschwachheiten, vorzüglich einer sehr beschwerlichen Engbrüstigkeit willen ebenfalls genöthigt war, schon im Jahre 1821 seine Entlassung zu begehren.

Von da an erstreckte sich der fernere Wirkungskreis des alternden Greises mehr auf das Religiöse. Als Präsident der Bibelgesellschaft verwendete er sich mit unermüdetem Eifer in seinen letzten Lebensjahren für das Gedeihen und den Fortbestand derselben. Die nähere Auseinandersetzung seiner Bestre-

bungen in dieser Beziehung gehört indessen nicht hieher und mag in dem gedruckten in Bern erschienenen Nekrolog (aus welchem auch diese Skizze wörtlich enthoben), selbst nachgelesen werden, nur möge noch der Schluß desselben hier stehen: „Wir dürfen fest behaupten, daß Wyttenbachs Name wegen des vielen Schönen, Guten und Nützlichen, das er wirklich in Bern zu Stande gebracht, so lange ehrenvoll bei uns genannt wird, als Liebe zu den Wissenschaften überhaupt und Freude an der großen vaterländischen Natur in unsern Mauern geachtet seyn und blühen werden."

„Friede Gottes sei mit und über ihm!"

III. Johann Rudolph Wyß,

Professor der Philosophie, und Oberbibliothekar zu Bern. Geboren zu Bern d. 13. März 1781, gest. d. 21. März 1830.

Viel zu früh für die Seinigen, für seine Freunde, für sein Vaterland und für die schweizerische Literatur starb in Bern, nicht mehr als 49 Jahr alt, Herr J. R. Wyß, als Dichter der Jüngere, als Professor der Aeltere genannt. Mit reichen Talenten begabt und theils auf der hohen Schule seiner Vaterstadt, theils auf deutschen Universitäten gebildet, zeichnete er sich so früh aus, daß ihm schon in seinem 25. Jahre das philosophische Catheder an der neu begründeten Academie zu Bern übertragen wurde. In diesem Wirkungskreise blieb er bis zu seinem Ende thätig, und wie er, auch ausser dem Hörsaale, der Philosophie besonders in Anwendung auf das Leben Eingang zu verschaffen suchte, das zeigen seine Vorlesungen über das höchste Gut, in 2 Theilen, Tübingen 1811, die eines seiner vorzüglichsten Werke sind. Ausser dem blieb er aber auch fast keinem andern Theile des Wissens, oder doch der höhern geistigen Interessen fremd. Ganz besonders zogen ihn Geschichtforschung, schöne Literatur und Kunst an, und fanden in ihm einen eifrigen, überall aufregenden Beschützer und thätigen, geistreichen Bearbeiter. Durch schöne Sammlungen, die er sich namentlich in Beziehung auf ältere schweizerische Literatur und Kunst anlegte, wurde er vielfach auch andern Forschern nützlich, besonders aber durch die Gefälligkeit, mit der

er ihnen seine Schätze öffnete, und durch den Reichthum an Kenntnissen, den er dabei an den Tag legte. Eben deßwegen war er auch ein viel befragter Rathgeber bei Anschaffung von Büchern, besonders in der Lesegesellschaft und Stadtbibliothek. Eigenes literarisches Verdienst erwarb er sich durch mehrjährige Redaktion des schweiz. Geschichtforschers, durch Herausgabe der Berner Chroniken von Justinger, Tschachtlan und Valerius Anshelm, die er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Hrn. Pfarrer Stierlin besorgte; durch seine gründliche Reise in das Berner-Oberland, durch mehrere Gelegenheitsreden und durch die treffliche Ausarbeitung des schon von seinem Vater entworfenen Schweizerischen Robinsons, der in's Französische, Englische und Spanische übersetzt, selbst in Nordamerika und Westindien bekannt wurde. Geschichtliche Erinnerungen in's Leben einzuführen lag ihm vorzüglich am Herzen, was er nicht einzig bei der Einführung der Laupenfeste bewies. Was er im Fache der Kunst kannte, das wissen die Mitglieder der schweizerischen Künstlergesellschaft, deren Präsident er früher war. Ganz besonders aber war er bei uns und in Deutschland als Dichter beliebt; viele Poesien von ihm stehen in deutschen Unterhaltungsblättern. Sehr anmuthig sind seine Idyllen und Volkssagen, welchen letztern er mit besonderer Liebe nachspürte. Am meisten Leser und Freunde fand er wahrscheinlich in den Alpenrosen, deren Herausgeber und fruchtbarster Mitarbeiter er während den 20 Jahren ihres Daseins blieb, und in denen er erst vor kurzem von seinen Lesern Abschied nahm. Es war für dieses Leben der Abschied auf immer, denn bald darauf raffte ihn eine langwierige Krankheit, die seine Gesundheit allmählig untergraben hatte, aus dem Kreise seiner Familie und seiner zahlreichen Freunde weg.

V. Gottlieb Gruner,

Pfarrer zu Zimmerwald, früher Helfer am Münster zu Bern.
Geb. d. 13. März 1756, gest. d. 16. Febr. 1830.

Nahe an 74 Jahre alt und längst mit seinen Gedanken einem höhern Dasein zugewendet, entschlief Hr. Gottl. Gruner endlich sanft und ohne Leiden an allmähliger Entkräftung.

Der Kanton Bern verlor an ihm einen seiner biedersten und gemeinnützigsten Männer, der auch in der übrigen Schweiz Vielen bekannt war. Bis am Ende seines Lebens blieb sein Geist jugendlich und munter, immer gleich theilnehmend und thätig für alles Wahre, Gute und Nützliche. Von jeher zeichnete ihn in allem eine gewisse Eigenthümlichkeit aus, die das Erbtheil seiner Natur gewesen, aber auch durch einzelne Lebensumstände befördert zu sein scheint, namentlich durch den, daß er unverheirathet blieb. Wie er sich über manche Verhältnisse und sonst gewöhnliche Rücksichten hinwegsetzte, so setzte er sich auch über Vorurtheile und Hindernisse, über alle Verkennung und mißlungenen Versuche hinweg, und das gab ihm die seltene Energie seines Charakters und die Beharrlichkeit, mit der er seine Ideen festhielt und zu verwirklichen suchte. Ohne eigentlich streng systematisches Wissen besaß er ausgebreitete Kenntnisse, besonders im Fache der Naturkunde, der Landwirthschaft und der Geographie des Vaterlandes, das er vielfach bereist hatte. Der vorherrschende Zug der Gemeinnützigkeit, den alles annahm, was er wußte, und den alles aussprach was er that, schrieb sich bei ihm aus der Zeit her, in welche auch die Jugendjahre Pestalozzi's fielen, den er noch als Knabe kennen lernte. Ganz im Geiste jener Zeit umfaßte er alles, was das Menschenwohl befördern konnte, und suchte das was er darüber gedacht oder erfahren, in seinen nächsten Umgebungen mit seltener Thätigkeit und Selbstaufopferung in Anwendung zu bringen. Was er in seinen geistlichen Aemtern als Prediger und treuer Hirt seiner Gemeinden gewesen, gehört nicht hieher. Aber daß er die Predigerbibliothek in Bern stiftete; was er besonders durch eigene Versuche für einen bessern Landbau und so zum Nutzen der Landleute zu thun sich bemühte; was er für unsre Volksschulen that, und wie er dabei so viel mehr im Kleinen und Verborgenen, als sichtbar wirkte, darf und wird nicht vergessen werden. Gedruckt finden sich mehrere Abhandlungen und Berichte von ihm in den in Bern herausgekommenen gemeinnützigen Nachrichten und Bemerkungen, im gemeinnützigen Schweizer, und in den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren ältestes bernerisches Mitglied er war. Noch im Jahr 1825 schrieb er eine kleine Schrift: **Die Verarmung des Landvolks im Kanton Bern.** In sei-

nen Schriften wie in seinen Versuchen und Rathschlägen traf er vielleicht nicht immer das Wahre, aber er wollte immer das Gute, und seine Ansichten waren stets sehr tief und scharfsinnig aufgefaßt. Manches wird er jetzt in einem untrüglicheren Lichte schauen; aber manches Saamenkorn, das er hier ausgesäet, hat auch schon reiche Frucht gebracht, und wird sie noch lange bringen.

V. Rudolph Gabriel Manuel,

vor der Revolution Mitglied des Gr. Raths und Ober-Lehens-Commissarius. Geb. im Jahr 1749, gest. in Bern den 15. Oktober 1829.

Nach dem Sturz der alten Verfassung seines Vaterlandes war Herr Manuel ausgewandert, und hatte sich während 18 Jahren im Würtembergischen und meist in Stuttgart selbst aufgehalten, wo er sich mit dem Studium der Naturwissenschaften und besonders landwirthschaftlicher Gegenstände ununterbrochen beschäftigte. Im Jahr 1816 kam er wieder nach Bern zurück und trat als Mitglied der alten Regierung sogleich in den neuen großen Rath ein, ward in kurzem auch Mitglied der neuen bernischen ökonomischen und der hiesigen naturforschenden Gesellschaft; in ersterer wurde er bald durch seine Kenntnisse, seinen Eifer und seine Thätigkeit die Seele des Vereins. Er ordnete die Büchersammlung und die zahlreichen Manuscripte derselben, verfaßte einen neuen gedruckten Catalog darüber; durch seine persönliche Verwendung verschaffte er der Bibliothek ihr jetziges bequemes Lokal, und ordnete alles zu bequemer Benutzung. Seit mehrern Jahren war er der Examinator und Berichterstatter der Abhandlungen, die der Gesellschaft eingesandt wurden, und fast in jeder Sitzung las er selbst eigene treffliche Arbeiten über meist landwirthschaftliche Gegenstände vor, die jederzeit auf die Bedürfnisse des Augenblicks und auf die unseres Landes Bezug hatten. Fast eben so thätig war er in der hiesigen Gesellschaft naturforschender Freunde, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehörte. Mehrere Abhandlungen und mündliche Mittheilungen von ihm finden sich in den Protocollen unserer Gesellschaft; die wichtigsten sind die historischen Nachwei-

sungen über die Entdeckung der Quelle von Weißenburg, und über die Geschichte des Mineralbades von Gundischweil.

Schon vor der Revolution hatte Hr. Manuel aus bloßer Liebe zu gelehrten Nachforschungen das alte lateinische Cartularium des Bistums Lausanne, welches in den Kommissariatsarchiven vermoderte, vor dem Verderben errettet, und copieren lassen. Diese Abschrift liegt nun auf der öffentlichen Bibliothek, und bietet dem Geschichtforscher eine Menge urkundlicher Nachrichten über die ältere Geschichte des Waadtlandes, von den Jahren 888 bis 1032, welcher Zeitraum ohnehin sehr im Dunkeln liegt. Durch die gleichen fleißigen Nachforschungen entdeckte er später das verloren geglaubte Original-Document des alten Plaidgeneral von Lausanne, welches er auf eigene Kosten abschreiben ließ, und so wie mehrere andere wichtige und kostbare Urkunden aus dem Staub der Archive rettete. Eine der wichtigsten Arbeiten aber, die Hr. Manuel aus eigenem Antrieb schon vor der Revolution begonnen, und später vermöge vielfacher anstrengender Bemühungen beendigt hatte, bestand darin, daß er den wahren Halt aller der zahlreichen und verschiedenen Lokalmaaße und Gewichte des ehemaligen Kantons Bern gesammelt, berechnet und verglichen hatte, damit mit der Zeit Einheit und Gleichheit aller Gewichte und Maaße im Lande könnte eingeführt werden. Die Handschrift dieser Arbeit ward von der helvetischen Regierung angekauft und diente seither zu einer umfassendern Arbeit für die ganze Schweiz. Vieler andern größern und kleinern Arbeiten Hrn. Manuels, die er als Obercommissar des Waadtlandes verfertigte, gedenken wir hier der Weitläufigkeit wegen nicht.

Seit seiner Rückkunft in's Vaterland hat er für die ökonomische Gesellschaft besonders folgende verdienstliche Specialarbeiten geliefert: nämlich eine kurze Lebensgeschichte des um die Veredlung der vaterländischen Gartenkunst und Baumzucht hochverdienten, obgleich fast ganz vergessenen Hrn. Daniel Nagor, von 1612 bis 1620 gewesenen Landvogts von Gottstadt und von 1624 bis 1631 Landvogts von Thorberg, welche kurze Schrift viele merkwürdige Nachrichten über die ältere vaterländische Landwirthschaft enthält. Ferner verdanken wir Hrn. Manuel eine musterhafte gedruckte Schrift: Programm der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern, betreffend die topographisch-statistisch-land-

wirthschaftlichen Beschreibungen eines Kirchspiels oder andern Landesbezirks des Kantons Bern. Bern 1824. Nach diesem Modell sind mehrere sehr gelungene Arbeiten bei der ökonomischen Gesellschaft eingelangt. Später verfaßte Hr. Manuel eine vollständige Geschichte der ältern ökonomischen Gesellschaft, welche Arbeit als Vorrede dienen sollte zu dem ersten Bande der projektierten Fortsetzung der Abhandlungen der Gesellschaft, deren Druck seit 1817 unbrochen worden war. Als Dankbezeugung für seine daherigen Bemühungen wurde Hrn. Manuel die große Ehrenmedaille der Gesellschaft zugesprochen. Kurze Zeit nachher las Hr. Manuel der ökonomischen Gesellschaft eine sehr gründliche Abhandlung über die Geschichte der Käsefabrikation und des innern und äussern Käsehandels des Cantons Bern vor, in welcher dieser wichtige Zweig des vaterländischen Wohlstandes von allen Seiten dargestellt und von den ältern Zeiten her beleuchtet wird, und worin er nachwies, daß vor ungefähr 100 Jahren noch gar kein Käsehandel ins Ausland statt fand. Eine noch viel ausführlichere Arbeit, nämlich ein umständliches Verzeichniß aller Weid- und Alpberge des Kantons Bern, enthaltend derselben Lage, Größe, Viehbesetzungsbestand, Benutzungszeit, Ertrag und Eigenthümer, beschäftigte Hrn. Manuel seit mehrern Jahren vor seinem Ende, und war beinahe vollständig, als er das Zeitliche verlies. Diese Arbeit, ganz neu in ihrer Art, und in tabellarischer Form würde wichtige und nützliche Kenntnisse und Zusammenstellungen über einen sowohl privat- als staatsökonomisch so beachtenswerthen Gegenstand verbreitet haben; es ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht selbst die letzte Hand daran legen konnte, und zu wünschen, daß ein jüngerer Sachkundiger dieselbe weiter verfolgen und zur Vollendung bringen würde.

Hr. Manuel hatte bis an seine letzten Tage (sein angetretenes 81stes Jahr) alle seine Geisteskräfte, ein ausserordentliches Gedächtniß, eine scharfsinnige Urtheilskraft und eine große Thätigkeit und Ausdauer in wissenschaftlichen Nachforschungen und Verfassung schriftlicher Arbeiten ungeschwächt beibehalten. Unverdrossene Erforschung der Wahrheit, Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Gerechtigkeitsliebe waren die Grundzüge seines Gemüths und Charakters. Zu seiner Freimüthigkeit berechtigten

ihn übrigens seine vielfachen Kenntnisse, sein Name als Abstämmling des berühmten Venners und Reformators Niklaus Manuel, und endlich sein hohes Alter. Eine ungewöhnlich hohe und kräftige Statur und stark hervorstehende ernste Gesichtszüge gaben Hrn. Manuel das Ansehen von Strenge, aber seine nähern Bekannten und Freunde wußten, daß unter dieser äussern hart-scheinenden Schale nicht nur ein, im traulichen Umgang, heiterer Geist wohnte, sondern selbst ein fühlendes, wohlthätiges Herz schlug. Nur wenige Tage lag der Dahingegangene krank, und schied ohne große Schmerzen bei völligem Bewußtsein und Geistesruhe. Bern hat an ihm einen aufgeklärten Regenten und nützlichen Bürger, unser Verein einen eifrigen Mitarbeiter verloren.

VI. Charles-Théophile MAUNOIR de Genève.

Mr. Charles-Théophile Maunoir était né à Genève le 13. mars 1775. Il s'est voué dès sa jeunesse à la chirurgie, encouragé par les leçons de son frère aîné, le célèbre Mr. Jean-Pierre Maunoir, professeur à Genève.. Il a fait ensuite ses études régulières à Paris, où il est resté plus de six ans et où il a été reçu docteur. Pendant son séjour dans cette ville il a été collaborateur de Mrs. de la Roche et Brewer dans la rédaction du journal médico-chirurgical, intitulé la Bibliothèque germanique. A son retour à Genève il a été pendant plusieurs années remplaçant du chirurgien de l'hôpital de Genève, puis chirurgien de 1814 jusques en 1825. A cette époque sa santé délabrée l'obligea à se retirer d'abord de cette place, puis à renoncer même à toute pratique. Il avait aussi été nommé professeur adjoint de chirurgie et a donné quelques cours d'ostéologie aux élèves de la faculté des sciences.

En 1820 il a publié une nouvelle méthode de traiter la sarcocele. Son procédé consiste dans la ligature de la section de l'artère du cordon spermatique et de la section du nerf de ce plexus, en laissant intact le testicule malade : le résultat est l'atrophis de cet organe et la cessation des accidens. On sait que l'excision du sarcocele est presque toujours suivie

de la formation de fungus médullaire dans le bas-ventre, et le procédé de Maunoir tend à les prévenir.

Il a publié une thèse sur l'anevrisma, dans lequel il se déclare l'avocat de la méthode qui consiste à couper l'artère entre deux ligatures, et il donne, à l'appui de cette opinion, l'histoire de deux opérations d'anévrisme pratiquées par lui avec succès à l'artère axillaire et à l'artère crurale. Il a coopéré avec quelques autres chirurgiens de Genève à la publication des Mélanges de chirurgie étrangère, et en a en particulier fourni tout le 3.e volume; il avait préparé des matériaux pour le 4.e, qui n'a jamais paru; il a aussi laissé manuscrit un mémoire sur le cancer et sur l'avantage de la potasse caustique combinée avec l'opium pour guérir cette maladie dans certains cas où l'opération n'est pas praticable; il s'occupait à mettre en ordre un ouvrage considérable sur les maladies des os. Ces travaux ont été ralentis, puis tout-à-fait interrompus par l'état déplorable de la santé de Mr. Ch. Th. Maunoir. Dans les dernières années de sa vie il s'était retiré dans une campagne qu'il possédait au village de Mournex, dont le bon air semble avoir prolongé un peu son existence. Il y est mort le 23. février 1830, regretté de tous ceux qui l'ont connu. C'était un homme bon, modeste, simple dans ses mœurs, très-instruit dans son art, prudent dans sa pratique, et universellement estimé. Il laisse un fils, qui se destine aussi à la chirurgie et qui annonce des talens dignes du nom qu'il porte.

VII. Jean-Pierre SCHMIDTMAYER de Genève.

Mr. Jean-Pierre Schmidtmayer était né à Genève le 21. juin 1768; il y a suivi les études de droit et a été reçu avocat en 1792. Lors de la réunion de Genève à la France il fut nommé commissaire du Directoire près la municipalité, et sut se concilier dans cette fonction délicate l'estime du gouvernement et de la ville; il rendit d'abord des services importans à ses concitoyens. Il fut ensuite juge au tribunal civil et s'y distingua par de grandes connaissances et un tact exquis par la connaissance des hommes et des faits. Le retour de Genève à

l'indépendance donna à Mr. Schmidtmayer l'occasion d'employer plus utilement ses talens et son zèle pour le bien public. Dès 1815 il fut appelé à représenter le Canton de Genève auprès de la Diète helvétique, et signa en son nom l'acte qui a associé ce canton à la Confédération. Il a siégé à trois autres diètes comme chef de la députation de Genève, et s'y est toujours fait distinguer par la modération de ses avis et la sagacité de son esprit. Dès l'année 1816 il fut élu premier syndic de Genève, et a dès-lors été appelé à cette fonction tous les deux ans à la presqu'unanimité des suffrages. Lorsque la Société Helvétique se réunit à Genève en 1820, Mr. Schmidtmayer voulut donner un témoignage personnel de l'intérêt qu'il prenait à cette réunion helvétique et demanda à en faire partie. Il y fut reçu dans la section d'agriculture, art qu'il avait toujours aimé et auquel il consacrait ses momens de loisir. Il voyait surtout dans notre association une occasion précieuse de lier entr'eux les Suisses les plus éclairés, et son esprit habitué à voir l'ensemble des institutions, comprenait d'avance tout le bien qui pouvait résulter de ces communications bienveillantes entre les Suisses des différens cantons. Mr. S. aimait l'instruction publique et savait en apprécier les utiles résultats. Il a été pendant plusieurs années président du Sénat académique, et a favorisé par son influence les améliorations que l'académie de Genève a reçues.

Sa santé commença à s'altérer vers 1823. En 1829 il annonça qu'il ne pouvait plus se charger des fonctions pénibles de premier syndic, et fut nommé membre de la Cour suprême, place qui, sans le fatiguer, lui permettait encore d'être utile à sa patrie. La mort qui est venu le frapper au printemps de 1830 a privé l'État de Genève d'un des magistrats qui lui a rendu les plus grands services. Il a contribué à en établir la Constitution, a été l'âme de ses conseils pendant quinze ans, et ses travaux se rattachent à tous les actes les plus importans. Mr. S. était remarquable par la finesse de son tact, la sagacité de son jugement; dans la vie privée il était adoré de tout ce qui l'entourait, et remarquable par sa gaîté naturelle et sa parfaite simplicité.

VIII. Jean-Antoine COLLADON de Genève.

Monsieur Jean-Antoine Colladon était un des premiers fondateurs de la Société helvétique des sciences naturelles et faisait partie du comité qui s'est réuni en 1814 chez Mr. Gosse pour organiser cette association : dès-lors il s'y est rendu assez fréquemment et a souvent fait partie du comité qui dirige ses opérations.

Il était né à Genève en 1756 et avait suivi la carrière de la pharmacie, dans laquelle son père Louis Colladon avait déjà acquis quelque célébrité. Il aimait cet art, soit pour les services qu'il rend à la science médicale, soit par ses relations avec la chimie et la botanique. Il l'exerçait avec soin et avec distinction et se plaisait à honorer la pharmacie de ses connaissances et la manière dont il l'exerçait. Il avait fait ses études en Allemagne et surtout à Berlin, et se tenait fort au courant des travaux des chimistes et pharmacologues allemands.

Mr. Colladon a consacré une partie de son temps et de son influence pour favoriser dans Genève toutes les associations utiles : de concert avec Mrs. de Saussure et Senebier il a contribué à y fonder la Société des arts, institution importante, qui a rendu une foule de services à l'industrie genevoise. De concert avec les mêmes savans et avec Mrs. Pictet et Vaucher, il a contribué aussi à la formation de la Société de physique et d'histoire naturelle, qui est aujourd'hui la Société cantonale correspondante de la Soc. Helvétique. Dans ces diverses réunions Mr. Colladon se faisait remarquer par son zèle, son assiduité et le desir qu'il avait de répandre les connaissances utiles. Il y donnait souvent des traductions ou des extraits des mémoires scientifiques publiés en Allemagne. Il a dirigé, sous l'influence de la Société des arts, la fabrication de la gélatine des os, qui a rendu des services dans la disette de 1817.

Il a présenté plusieurs mémoires à la Société de physique; nous citerons surtout : 1.° une analyse chimique de l'Hipophae rhamnoides, qui l'a occupé longtemps et dans les baies duquel il avait cru trouver un acide particulier; 2.° une analyse d'une terre de bruyère qu'on trouve au bois de Sauva-

blin près Lausanne, terre remarquable par la faculté qu'elle a de bleuir les fleurs de l'Hortensia; 3.º la part qu'il a eue à l'analyse de la matière singulière qui a coloré en rouge les eaux du lac de Morat et qui a été décrite dans les mémoires de la Société de Genève sous le nom d'*Oscillatoria rubescens*. Mr. Colladon a toujours aimé la botanique indigène et en particulier l'étude et la culture des plantes alpines. Il en a longtemps élevé chez lui, et à l'établissement du jardin de botanique il a pris beaucoup de soin pour y introduire ses plantes favorites. Il faisait partie de l'administration de cet établissement et suppléait le directeur lorsqu'il était absent. Il portait dans toutes les relations de la vie le calme qui résulte d'une bonté parfaite, d'un amour zélé pour le bien public et d'un désintéressement complet d'amour-propre. Il avait conservé toutes ses facultés jusque dans un âge avancé; sa mort a été causée par un coup de froid qu'il a éprouvé pour avoir voulu, dans la rigueur de l'hiver dernier, assister à la cérémonie politique et religieuse du 31. décembre, dans laquelle Genève célèbre son retour à l'indépendance. Il est mort le 2 de janvier suivant. Ses qualités personnelles le faisaient chérir de tous ceux qui le connaissaient, et les regrets que sa mort a causés ont été universels. Il laisse un fils, Mr. Fréd. Colladon, qui exerce avec distinction la médecine à Paris et qui est connu dans la science par sa belle monographie du genre Cassia.

IX. Pierre-Etienne-Louis DUMONT de Genève *).

Mr. P. E. L. Dumont est né à Genève le 18. juillet 1759. Son père, issu d'une famille française très-anciennement réfugiée pour cause de religion, mourut peu d'années après la naissance de son fils; Mad. Dumont, qui était une demoiselle d'Illens, de l'une des familles les plus honorables du Canton de Vaud, resta sans aucune fortune chargée de cinq enfans en bas âge; elle montra, dans cette situation difficile,

*) Tiré de la *Notice sur la vie et les écrits de M. Dumont; par M. de Candolle.*

tout ce que l'amour maternel peut donner de courage et d'habileté. On a souvent remarqué que la plupart des hommes qui se sont distingués par leurs talens, ont eu pour mères des femmes d'un esprit élevé; il y a dans ces soins tendres et continus, que dès le jeune âge une mère sait donner à ses fils, quelque chose de plus intime et de plus efficace que toutes les autres leçons; le jeune Dumont en fit l'heureuse expérience. Sa mère tenait, pour faire vivre sa famille, une petite école, aidée de l'appui de son beau-frère Mr. Plince, et de celui de Mr. le pasteur Dentand, dont la mémoire est encore chère à ses anciens paroissiens. Au sortir de cette école, le jeune Étienne suivit les leçons publiques du collège, puis de l'Académie de Genève. Encore écolier, il donnait des leçons à d'autres enfans plus jeunes que lui, et déjà concourait ainsi à soutenir sa mère; plus tard, il aimait à rappeler ce temps heureux de sa vie où il commençait à faire l'essai de ses forces naissantes. Il se détermina pour la carrière ecclésiastique, et dès son entrée dans l'auditoire de théologie il s'y plaça dans les premiers rangs. Il se lia avec tous les hommes distingués qui se trouvaient alors à Genève, et malgré sa jeunesse, il était déjà remarqué pour son esprit et sa capacité; il fit ses premiers essais d'éducation en devenant instituteur des fils de Mr. De La Rive-Sellon, et dès-lors est resté leur ami. A l'âge de vingt-deux ans il fut admis au ministère, et eut immédiatement des succès distingués comme prédicateur. On se rappelle encore à Genève la foule immense qui se pressait pour l'entendre, et qui remplissait les temples et leurs avenues.

Il avait pris intérêt, avec la ferveur de la jeunesse, aux troubles politiques qui agitèrent Genève en 1781, et vit leur issue avec peine; aussi, dès l'année 1783, il saisit avidement l'occasion qui se présenta d'aller à St.-Petersbourg: ses trois sœurs y étaient établies et honorablement mariées; sa mère désirait les joindre; Dumont se chargea de l'y conduire, et à son arrivée fut nommé pasteur de l'église réformée française de cette ville; il donna de l'éclat à cette fonction par sa prédication à la fois élégante, solide et brillante; il aimait à traiter particulièrement des sujets de morale délicate. On se rappelle encore un sermon sur l'égoïsme qui eut un

succès tel, que le prince Potemkin, favori de Catherine, voulut l'entendre, et qu'à son retour par Berlin la famille royale lui fit le même honneur. Lorsque par son éloquence il sentait qu'il avait maîtrisé son auditoire, il se livrait quelquefois à des mouvemens brillans d'improvisation, et il en avait d'autant mieux pris l'habitude, que sa mémoire ne se prêtait qu'avec une extrême difficulté au travail ingrat d'apprendre et de retenir ses propres compositions.

Des obstacles apportés à des projets de mariage où son cœur était intéressé, le décidèrent en 1785 à quitter Saint-Pétersbourg. Par l'entremise de son ami Mr. d'Yvernois, il fut appelé à Londres chez lord Shelburn, qui venait d'être nommé principal Ministre, et qui fut depuis marquis de Landsdown. Lord Shelburn reconnut promptement la portée du talent de Mr. Dumont; il lui confia la surveillance générale de l'éducation de ses fils, en lui adjoignant un précepteur (Mr. de Barri) chargé de donner les leçons; il lui confia aussi la direction de sa bibliothèque qui, par ses soins, devint l'une des plus remarquables de Londres; et bientôt il se l'attacha comme ami. Il l'employait souvent à des recherches et à des rédactions difficiles, mais lui laissa toute la liberté convenable pour suivre ses travaux; il lui fit même obtenir dans le *Tally-office* de l'Echiquier, une place qui lui donnait une véritable indépendance. Dès ce moment, débarrassé des soins auxquels il avait été assujéti par la nécessité de pourvoir à son existence, il se livra entièrement à ses goûts dominans.

L'un des premiers usages qu'il fit de cette liberté, fut de venir à Genève (1791), passer une année pour revoir sa mère, et prendre une idée de l'état de sa patrie. Ce fut un peu avant cette époque qu'il séjourna pendant quelque temps à Paris, et qu'il y vit les premiers développemens de la révolution française. Il était lié avec la plupart des hommes qui, soit dans les lettres, soit dans la politique, ont illustré cette époque remarquable. Il faisait partie de ce cercle restreint d'hommes habiles qui entouraient le célèbre Mirabeau, et qui souvent l'éclairaient de leurs idées et le servaient de leurs plumes.

Cette époque de la vie de Dumont fut d'une haute impor-

tance pour former à la fois et son goût littéraire et son jugement sur les questions politiques; il aimait à en rappeler les souvenirs dans la conversation, et a laissé un manuscrit très-curieux sur cette partie de l'histoire de la révolution; il connaissait personnellement tous les hommes influens de cette époque; les jugemens qu'il en portait étaient remarquables par leur justesse et leur impartialité.

Il retourna à Londres en 1792, au moment où Mr. de Talleyrand y était envoyé avec Mr. de Chauvelin, ambassadeur de France: il forma alors, avec Mr. de Talleyrand, une liaison qui, bien que souvent interrompue par l'absence, a duré jusqu'à sa mort. Le cas qu'un homme d'un esprit aussi distingué faisait de la conversation de Mr. Dumont, suffirait seul pour en donner l'idée la plus favorable.

Il revint à la fin de 1792 passer quelques mois à Genève, et y fut entraîné à faire partie de l'administration élue au moment où l'approche de l'armée française décida la chute de l'ancien gouvernement; mais il y entra sur la demande expresse des chefs de celui-ci, qui connaissaient son attachement pour l'indépendance et la modération de son caractère. Voyant cependant ses intentions calomniées et craignant l'inutilité de ses efforts, il se retira en Angleterre auprès de son illustre protecteur, et commença alors réellement sa carrière littéraire.

Celle-ci fut déterminée, comme il arrive souvent, par une circonstance peu importante en elle-même; voici comment Mr. Dumont en rend compte dans une de ses lettres de 1790. « Ma liaison avec Bentham, » dit-il, « date d'une circons-« tance qui lui fait honneur. Il avait écrit, il y a trois ans, « un ouvrage en français qu'il voulait publier, et pour lequel « un de ses amis lui persuada de me le communiquer sans me « dire quel en était l'auteur. On me demanda simplement « quelle était mon opinion sur le style. Je répondis très-naï-« vement que le français était plein de fautes, de barbarismes « et défigurait un ouvrage d'ailleurs très-bon. Peu de jours « après, mon homme vient à moi au milieu d'une nombreuse « compagnie, me prend la main et me remercie en riant de « bon cœur. Depuis ce temps nous avons été bons amis. »

Cette amitié entraîna Dumont à un travail qui a occupé

le reste de sa vie, c'est-à-dire, à la publication des ouvrages de son ami. Bentham est, comme chacun sait, un génie éminemment inventif et ardent à la recherche de la vérité, mais il dédaigne les formes et les grâces du style: il dédaigne même souvent le soin de faire connaître aux autres les vérités qu'il jouit d'avoir reconnues, espérant toujours de les étendre et de les compléter. Dumont ayant franchement adopté les idées de Bentham, s'en étant pénétré, soit par la lecture de ses manuscrits que l'auteur lui confia, soit par sa conversation, se chargea, sur la demande de Bentham, de publier en français ces écrits importans; il ne s'agissait point ici d'une simple traduction: il fallait mettre de l'ordre dans des matériaux souvent informes, choisir entre un grand nombre de variantes, compléter des parties qui n'avaient été qu'ébauchées, supprimer des longueurs et des répétitions inutiles, éclairer par des exemples faciles les théories les plus abstraites, dépouiller ces travaux de ce qui en était trop spécial à l'Angleterre, etc.; en un mot, si la part de l'invention appartient à Bentham, celle de l'exposition est en entier l'ouvrage de Dumont. (L'énumération des ouvrages publiés par Dumont et une intéressante exposition des rapports qui existaient entre les deux collaborateurs, voyez dans la Notice citée.)

Dumont séjourna à Londres chez le marquis de Landsdown, dès 1792 à 1802; il profita alors de la liberté que la paix d'Amiens lui fournissait pour venir à Paris avec son ancien élève, lord Henry Petty, aujourd'hui marquis de Landsdown, et toujours protecteur éclairé de toutes les idées utiles. Il y publia le premier de ses ouvrages, renoua ses relations avec un grand nombre d'hommes distingués, et profita de son crédit auprès de l'un d'eux (Mr. de Talleyrand), pour rendre à Genève un service qui était alors de quelqu'importance, mais que le changement des circonstances rend inutile à détailler.

Le renouvellement de la guerre engagea de nouveau Mr. Dumont à retourner en Angleterre. En 1804, il fit un voyage à Pétersbourg pour voir sa famille qui y était alors réunie; les propositions les plus brillantes lui furent faites pour s'y fixer et coopérer à un code de lois, que l'empereur

Alexandre se proposait de donner à la Russie; mais il résista à ces offres honorables. Il revint en passant par la Suède; sa navigation fut dangereuse; son voyage de Stockholm à Gothenbourg présenta des incidens qui lui firent assez bien connaître les mœurs suédoises, et dont il a laissé une relation manuscrite: ce fut avec joie qu'il revint en Angleterre. Il menait en effet à Londres la vie la plus conforme à ses goûts. Un travail assidu occupait ses matinées, et il jouissait de la société des hommes les plus distingués de cette capitale, dont la maison de Landsdown est comme le centre: il était, depuis son premier séjour, lié par un attachement intime avec le célèbre jurisconsulte sir Samuel Rommilly, et après sa fin malheureuse, il le transmit à ses fils, qui trouvèrent en lui un ami et un protecteur. Des voyages dans diverses parties des îles brittanniques le délassaient à la fois et l'instruisaient. Il a laissé dans ses papiers la relation d'un voyage en Irlande, dont un fragment inséré dans la *Bibliothèque Universelle* de février 1829, fait désirer la publication. C'est dans ce voyage (si notre mémoire est fidèle) qu'il fit connaissance avec Maria Edgeworth (sa célébrité nous commande de ne pas lui donner d'autre titre); son esprit délicat et son cœur bienveillant sympathisaient avec l'aimable auteur des écrits sur l'éducation; il se lia avec elle d'une amitié sincère et durable, et aimait à en parler jusque dans ses derniers jours.

Cependant, les événemens militaires et politiques préparaient le rétablissement de l'indépendance de Genève; Dumont quitta sans hésiter la position heureuse et honorable qu'il s'était acquise à Londres, et revint jouir dans sa patrie du bonheur de lui être utile; dès son arrivée il prit part aux affaires publiques, et quoiqu'il n'entre point dans notre plan de suivre pas à pas sa carrière politique, il est impossible de passer sous silence quelques-uns de ces travaux, applications heureuses de ses recherches théoriques.

Nommé, dès la restauration, membre du Conseil représentatif, il y joua un des rôles les plus importans, et après l'expiration du terme voulu par les lois, il y fut réélu par une majorité immense, témoignage irrécusable de la confiance publique. Il faisait partie de toutes les Commissions im-

portantes. Ses discours, toujours clairs et élégans, s'élevaient quelquefois à la plus haute éloquence; le premier service spécial qu'il rendit dans sa carrière publique, fut d'adapter aux formes de notre Gouvernement les règles de délibération admises dans le Parlement Britannique, et que lui-même exposa plus tard dans la Tactique des assemblées délibérantes. Il a aussi publié dans cet ouvrage le réglement même que notre Conseil avoit adopté sur sa proposition.

Ce fut encore Mr. Dumont qui, par suite des principes de Bentham, appela l'attention des Conseils de la République sur les soins moraux qu'il convient de donner aux criminels condamnés, dans l'espoir de les corriger ou de les régénérer; ce fut lui qui proposa la création, et qui rédigea les réglemens principaux de la prison pénitentiaire fondée dans nos murs; il en suivait les détails administratifs avec intérêt, et son dernier écrit est une relation raisonnée de cet établissement.

La rédaction d'un code pénal fut pour Dumont une occasion importante de faire servir les principes de Bentham à l'amélioration de nos lois.

Outre ces travaux directement relatifs aux études de sa vie, Dumont a le premier demandé et obtenu la création d'un nouvel hospice d'aliénés; son éloquente proposition sut vaincre, en faveur de ces malheureux, tous les obstacles que l'habitude et l'économie pouvaient opposer à cette institution. Il fut le premier qui signala dans le Conseil l'importance de l'enseignement mutuel, et démontra par des tableaux statistiques l'heureuse influence de l'instruction sur la moralité du peuple. Il a aussi appelé l'attention des Conseils sur la direction générale des études publiques, et tout récemment sur la convenance de ne pas laisser défigurer nos routes par des murailles inutiles qui masquent nos beaux paysages. Ce dernier discours était un modèle de la grâce et de l'élégance que peut comporter une proposition législative.

Hors du Conseil, Dumont employait encore ses loisirs à des choses utiles au public. Membre de la Classe d'Industrie, il appela son attention sur l'instruction convenable aux industriels. Associé à la Société Helvétique d'utilité publique, il a indiqué toute l'importance des travaux statistiques sur

la pauvreté, pour en déduire les meilleurs moyens de la prévenir. Président de la Société de Lecture, à la fondation de laquelle il avoit coopéré, il y prononça un discours sur la manière dont les jeunes gens doivent s'instruire par la lecture; ce discours, plein de grâce et de vérités utiles, a échappé à l'oubli qui entoure le plus souvent ces productions obligées et éphémères. Associé depuis peu à la rédaction de la *Bibliothèque Universelle*, il l'a enrichie de quelques morceaux intéressans, et ses éditeurs regrettent en lui un aimable collaborateur.

Si nous essayons de le suivre dans la vie sociale, nous le verrons lié d'amitié avec toutes les personnes les plus considérées de notre ville, et recherché par les étrangers les plus distingués; sa conversation était agréable et facile; une gaîté douce, une bienveillance générale, une raison éclairée en faisaient le charme; il savait sans affectation la ramener toujours aux idées générales; il discutait avec modération, racontait avec grâce une multitude d'anecdotes toujours piquantes, et toujours exemptes de méchancetés; s'il s'en permettait quelqu'une, c'était sur les choses et jamais sur les personnes. Combien de ceux même qui ne partageaient pas ses opinions politiques, n'avons-nous pas vu séduits par le charme bienveillant de sa conversation!

Il aimait à se délasser, par la littérature, de travaux plus sérieux, et n'était jamais plus agréable que lorsqu'il repassait les nombreux souvenirs de ce genre qui ornaient sa mémoire. Sa critique était douce, mais juste; il jouissait des charmes de la poésie, et n'était pas lui-même étranger à ce talent. Par une bizarrerie qui contraste avec la douceur de ses mœurs, il excellait surtout dans l'épigramme, sans en avoir cependant jamais livré aucune à l'impression.

L'un des traits remarquables du caractère de Dumont, était son amour pour les jeunes gens; quoique déjà dans la vieillesse, il se plaisait à leur société, et savait s'en faire aimer; dès qu'il entendait parler d'un jeune homme, souvent même d'un enfant, qui se distinguait par quelque talent, il le faisait venir chez lui, le recevait avec bonté, lui donnait des conseils adaptés à son âge et à son caractère, le faisait travailler, corrigeait avec lui ses essais de composition, et

ne paraissait jamais regretter le temps qu'il consacrait à ce genre d'encouragement. Quoiqu'à l'époque de son entrée au Conseil Représentatif il eût, par suite du changement de ses études, renoncé à la carrière ecclésiastique, il prenait un intérêt spécial à l'éloquence de la chaire, et aimait à donner ses conseils aux jeunes gens qui s'y destinaient; il s'étudiait souvent à démêler dans les enfans les plus jeunes le germe de leurs dispositions, et se trompait rarement dans ce genre de pronostic.

C'est au milieu d'une vie heureuse et paisible, principalement embellie (comme il le dit lui-même dans son testament) par le charme de l'étude et les jouissances de l'amitié, que la mort est venue le frapper. Un voyage qu'il fit à Londres au printemps de 1828, avait ébranlé sa santé, dès-lors on apercevait déjà en lui quelques traces d'affaiblissement physique; au mois d'août dernier il est allé faire avec un de ses amis (Mr. Bellami-Aubert) un petit voyage de délassement dans le nord de l'Italie; peu après son départ, mais surtout dans le trajet de Venise pour revenir à Milan, il tomba dans un état de somnolence inquiétant par sa prolongation; cet état alla en augmentant; la paralysie du cerveau et la gangrène des intestins mirent à ses jours une fin prompte, mais exempte de douleurs. Il est mort dans la nuit du 29 au 30 septembre dernier, âgé de soixante-dix ans. Son compagnon de voyage a cru de son devoir de ramener le corps de son ami dans la patrie qu'il avait aimée et honorée. La nouvelle de sa mort y répandit la consternation, et son convoi accompagné par une foule de citoyens de toutes les classes et de toutes les opinions, a prouvé mieux que toutes les paroles, combien il avait su se concilier d'estime et d'affection.

X. Hieronymus v. Salis-Soglio, Obrist.

Obwohl Militär aus Neigung, hatte er — von Jugend auf — Lust zur Naturgeschichte und viele Kenntnisse darin; zugleich studierte er das Forstwesen, und verwaltete nicht nur dahier die ansehnlichen, aber der Verjüngung sehr bedürftigen, Stadtwaldungen mit Eifer und Umsicht, sondern gab auch auf Verlangen

der hohen Landesregierung unsers Kantons, eine kurzgefaßte aber gründliche „Anleitung zur Behandlung der Wälder" heraus, worin er die streifenweise Wundmachung des Bodens zur Ansaat anempfiehlt. In der Zoologie waren hauptsächlich die Vögel sein Lieblingsfach. Auch zeichnete und malte er sehr schön und naturgemäß. Es ist, ausser seines biedern Characters und seiner ausserordentlichen Menschenfreundlichkeit zu erwähnen, ihm noch nachzurühmen, daß er ein sehr gebildeter Mann und ein eifriger Beförderer des naturforschenden Cantonal-Vereins war, auch in den engern Ausschuß desselben als berathendes Mitglied gewählt wurde.

XI. Lucius Pol,

Dekan zu Fideris.

Ein sehr schätzbarer Mann, sowohl wegen seinen ausgebreiteten Naturkenntnissen als wegen seinem Eifer in der Naturkunde, wie als guter, rechtschaffener Geistlicher, auch wegen seiner großen Thätigkeit. Er war Mitglied verschiedener nach und nach in Graubünden entstandener landwirthschaftlicher und naturwissenschaftlicher Gesellschaften, lieferte viele sehr vorzügliche Aufsätze in den ältern und in den neuern Sammler, so wie in die Alpina, und lebte, seinen wichtigen Beruf abgerechnet, in wissenschaftlicher Hinsicht vorzüglich der Botanik, so daß ihm sein früherer Aufenthalt, als Pfarrer einer Berggemeinde (Luzein im Brettigau), reichen wohlbenutzten Stoff zur Untersuchung und Erweiterung der Kenntniß von Alpenpflanzen darbot.

In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich der Entomologie mit eben so raschem Eifer, und rühmte das viele Schöne und Merkwürdige an den Insekten. Ein, diesen Fächern ganz fremdes, die Hydraulik oder die Kunst reißende Gewässer durch Dämme, in ihrer der Landwirthschaft so hinderlichen Verbreitung, zu beschränken, hatte sich der Hr. Dekan Pol sel. auch eigen gemacht, und er leitete Jahre lang, mit Unterbrechungen, die von einer Gesellschaft auf Actien unternommene Eindämmung der Landquart (Bewuhrung nach dem Bündner Ausdruck). Hierüber lieferte der Selige in den neuen Sammler die 3 Aufsätze I. 409 und VII. 89, 105. Sein, obwohl in einem hohen

Alter erfolgter Tod beraubte uns vermuthlich noch mancher anziehender Beobachtungen, da die Geisteskräfte des von uns geschiedenen Mitgliedes unserer Gesellschaft noch so wenig geschwächt waren, daß er seine geistliche Amtsführung, nur ein paar Tage vor seinem Ende, mit einer sehr schönen, eindrücklichen Predigt schloß.

XII. Louis BENOIT, Capitaine, des ponts, Canton de Neuchatel.

La Société des sciences naturelles a perdu dans la personne de Mr. le Capitaine Louis Benoit, né le 16 septembre 1755, un de ses membres les plus zélés. Ayant acquis par son industrie une fortune qui lui permettait de vivre paisiblement dans le petit village des Ponts, il a employé la plus grande partie de son temps à la botanique, qu'il avait étudié seul, manquant dans son village de la plupart des ouvrages nécessaires; cela n'a pas empêché qu'il ne connût très-bien les plantes de la Suisse et en particulier celles de son vallon, dont il avait dessiné la plus grande partie; son âge avancé ne l'empêchait point de se livrer à cette occupation même jusques aux derniers jours de sa vie, quoiqu'une attaque lui eût ôté l'usage d'une partie de ses membres. Il est mort âgé de 75 ans, le 30 mars 1830.

XIII. Johann Conrad Fischer, Sohn.

Gestorben zu Seraing bei Lüttich, den 23. Mai 1830.

Wenn in der Trauer um Hingeschiedene eine Linderung des Schmerzens über ihren Verlust, und etwelcher Trost darin zu finden ist, noch von ihnen zu reden, und dessen zu erwähnen, was sie uns werth gemacht, obschon ihr Tod durch lange geschwächte Gesundheit vorauszusehen, oder durch die Anzahl der Jahre als ein von der Natur bedingtes und mehr oder minder erreichtes Ziel zu betrachten war, wenn, sage ich, diese Hingeschiedenen ihren Lauf und ihr Tagewerk ganz vollendet, und die Hoffnungen erfüllt haben, zu denen die Ihrigen und ihr

Vaterland berechtiget schienen, und man doch noch liebt, ja es als eine fromme Pflicht ansieht, ihr Andenken bei den Ueberlebenden durch Schrift oder Rede in Erinnerung zu bringen, so darf der, dessen unglückliches Loos es ist, einen hoffnungsvollen und geliebten, durch ein ungemeines Unglück dieser Erde in der schönsten Blüthe des Lebens, entrissenen Sohn zu betrauern, hoffen, für sich und die Seinigen etwelche Beruhigung durch die Theilnahme zu erhalten, die eine kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens, in und ausserhalb seinem Vaterlande, hervorzurufen vermag.

Johann Conrad Fischer war geboren zu Schaffhausen, den 16. Dezember 1799. — Von dem Schöpfer mit körperlichen und Geistesgaben gleich gütig ausgestattet, wuchs er schnell, seine Bildung im elterlichen Hause, und die Erlangung von Sprach- und andern Kenntnissen in unsern hiesigen höhern Schulanstalten und anderweitigen Instituten erhaltend, und in den Werkstätten seines Vaters sich manche praktische Fertigkeiten erwerbend, seiner Bestimmung entgegen, durch Erlernung und nachherige Ausübung eines bestimmten Berufes ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. — Seine Wahl eines Berufes, unter der ihm gemachten Bedingniß, was immer zu erlernen er wählen möge, es recht zu erlernen, fiel auf den eines Büchsenmachers.

In Uebereinstimmung mit seinem Wunsch, und damit er die französische Sprache durch beständige Uebung sich geläufig mache, kam er im 16ten Jahr seines Alters (1816) zu einem geschickten Meister in Morges in die Lehre, in welcher er drei Jahre zubrachte. — Kurz vor Beendigung derselben reiste Hr. Prelat, Arquebusier du Roi in Paris durch Morsee, sah seine Arbeiten und bot ihm einen Platz in seiner Werkstätte an, was für ihn sehr aufmunternd sein mußte. — Ehe er dorthin verreiste, brachte er noch vier Monate in Schaffhausen zu, um die Gußstahlfabrikation ganz und praktisch zu erlernen, und die vieljährigen Erfahrungen seines Vaters in diesem Fach sich anzueignen. Etwas über ein Jahr blieb er bei Hrn. Prelat in Paris, und dann noch eben so lange bei dem berühmten Hrn. Lepage, Armurier du Roi, der ihn mit besonderer Auszeichnung behandelte. Für noch bedeutendere Erweiterung in der Kenntniß seines Berufs gieng er nun, nachdem er in Paris

einen Anfang in der englischen Sprache gemacht, nach London, wo er bald bei Hrn. Collier, patentirten Erfinder der fünfschüssigen Gewehre, Arbeit fand, und ihm später die wichtigsten Theile der Verfertigung derselben anvertraut wurden. Nach Verlauf von zwei Jahren, und nachdem er noch die Gewehrfabriken Birminghams besucht, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er seinen Beruf mit Auszeichnung und Erfolg betrieb und den Beweis leistete, daß nicht sowohl mehr oder mindere Bedeutendheit eines Orts, als individuelle Eigenschaften überall Brod und Ehre zu geben im Stande sind.

Von Jugend auf an Versuche und Arbeiten gewöhnt, die ihrer Beziehung nach in das weite Gebiet der Naturwissenschaften gehören, und den Theorien darüber nicht fremd, wurde ihm die Ehre zu Theil, zuerst als Mitglied der Cantonal- und dann der allgemein-schweizerischen naturforschenden Gesellschaft aufgenommen zu werden. — Um seinem Vaterlande mit seinen Erfahrungen zu dienen, und als Bürger seine Pflicht zu erfüllen, gieng er im Jahr 1824 als Freiwilliger und auf eigene Kosten in die Artillerieschule nach Thun. Sein Eifer im Dienst, und einige wesentliche Erfindungen und Verbesserungen für die Arbeiten des Feuerwerker-Saals erwarben ihm die Gunst seiner Vorgesetzten, und dann des damaligen Herrn Oberst Inspektor von Lutternau in solchem Maaße, daß er gegen die gewohnte Observanz, die einen zweimaligen Cursus vorschreibt, um als Offizier vorgeschlagen werden zu können, noch am letzten Tage seiner Anwesenheit und unter besonders ehrenvollen Umständen, ungesucht und unerwartet zum Unterlieutenant im eidgenössischen Artilleriestab ernannt wurde. — Auch die Regierung des hohen Standes Bern, die so gerne Kunst und Fleiß im Vaterlande aufmuntert und ehrt, wenn sie auch ausserhalb den Gränzen des Kantons erblühen, ließ ihm als Zeichen ihres vorzüglichen Beifalls für Gewehre, die er auf dortige Kunstausstellung zu senden sich veranlaßt befunden, die große goldene Medaille mit seinem Namen eingravirt zustellen.

Im Jahr 1826 machte er eine Erfindung, die als wesentliche Verbesserung, besonders für Munitionsgewehre betrachtet werden konnte, und die ihn bestimmte, nach England zu gehen, wo selbige bei zwei sehr geschickten Gewehrfabrikanten sehr bald ihre Anerkennung fand. Bei dieser Gelegenheit machte er die

Bekanntschaft von den Herren Smith und Martineau, junior, die für Errichtung einer Meteorstahl-Fabrike ihm solche Vorschläge machten, daß er sich entschloß, seine Werkstatt in Schaffhausen an einen seiner besten Arbeiter abzutreten und in London zu bleiben. Unglückliche Verhältnisse, in welche Hr. Smith und Martineau wegen fehlgeschlagenen Speculationen beinahe gleichzeitig geriethen, unterbrachen die Fortsetzung der angefangenen Bauten für die Stahlfabrike, und bestimmten ihn, im Spätjahr 1828 zur Rückkehr nach dem festen Lande und einer Reise nach Lüttich. — Er machte dort die Bekanntschaft von dem großen Fabrikbesitzer Hr. John Cockerill, der sich, nach den Leistungen in der Stahlfabrikation, die er, ohne noch die erforderlichen Einrichtungen dafür zu haben, dennoch sogleich zu Stande brachte, mit ihm für diese Fabrikation und ihrer weitern Anwendung durch einen förmlichen Societäts-Contract, welchem später noch Hr. Oberstlieutenant Bake, königl. Commissär in dem Etablissement von Hrn. John Cockerill, beitrat, für 20 Jahre verband.

Alles gieng nach Wunsch und hatte den größten Anschein von Prosperität für sich, als ein einziger unglücklicher Augenblick diese schönen Hoffnungen und Aussichten für immer zernichtete und die Unbeständigkeit des menschlichen Glücks, und die Ungewißheit des Lebens von einer Minute zur andern, auf eine erschütternde Weise bewährte, und uns lehrt den Blick noch nach einem höhern und festern Ziel zu richten, als was uns auf dieser Erde vorgesteckt zu sein scheint. — Der Bericht von Hrn. Oberstlieutenant Bake, seinem Freund und Associé über das Unglück selbst, das ihn betraf, mache den Beschluß von diesem Denkmal, welches ihm die elterliche Liebe weiht. — „Es war vor ungefähr 14 Monaten (sagt er in seinem Brief), daß ich die Bekanntschaft von Ihrem Hrn. Sohn machte, und in ihm einen jungen Mann voller Kenntnisse fand. Seit dieser Zeit habe ich seine Freundschaft gepflegt, und ich wünschte mir jeden Tag Glück dazu, neue schätzbare Eigenschaften in ihm zu entdecken. — Liebhaber vom Zielschießen (eine Uebung, in welcher er hervorstach), hatte er am 23. Vormittags einige junge Leute zu sich eingeladen, und während dem sie sich mit Schießen belustigten, beschäftigte sich Hr. Fischer, einige Kugeln abzufeilen, die für das Kaliber seiner Pistolen zu groß waren.

„Gott weiß, aus welcher uns unbekannten Ursache der Schuß, mit welchem die Pistole geladen war, und die er in der Hand hielt, um die Kugel hineinzupassen, losgieng und ihn in den Kopf traf. — Wie soll ich die Bestürzung seiner Gesellschafter schildern, als sie ihren Freund, der selbst noch nur einen Augenblick vorher ihnen Vorsicht empfohlen, zu ihren Füßen liegend und verblutend sahen.

„Beweinet, unglückliche Eltern! euern Sohn, er verdiente eure Liebe, und er nimmt das Bedauern aller derer, die ihn kannten, mit sich.

„Unser erhabener Souverän, dem ich die Ehre hatte ihn vorzustellen, beehrte ihn wegen seiner anerkannten Talente mit seiner Hochachtung.

„Auch der Prinz Friedrich, Chef des Kriegsdepartements, hatte ebenfalls Beweise seiner Kenntnisse in der Gewehrfabrikation erhalten. — Blos einen Tag vor seinem Tod bezeugte er einem seiner Freunde, wie glücklich er sei, und den andern Morgen schloß er die Augen, um sie nie mehr zu öffnen. Ach, mein Freund! wenn es tröstend ist, daß der, den wir beweinen, die Achtung aller derer mit denen er lebte mit sich nahm, so gehört dieser Trost Ihnen an.

„Sich dessen unbewußt, ward er diesem Erdenleben in einem Augenblick für ein besseres entrückt.“

XIV. Meinrad Kerler,

Capitular des Stiftes Kreuzlingen.

Hr. Meinrad Kerler wurde zu Nassenbeuren, im Königreich Bayern, im Jahre 1778, den 1. Mai geboren. Sein Vater, Lehrer des Dorfes, widmete ihn auf Anrathen und mit Unterstützung des Oheims, Pfarrers im Geburtsort, den Studien, und sandte ihn daher in das zum Kloster Weingarten gehörige Priorat Hofen (nun Friedrichshafen). Den Unterricht in den höhern Gymnasial-Classen empfing er zu Weingarten selbst und ging dann nach Augsburg, um dort Philosophie zu hören.

Auf sein wiederholtes Ansuchen wurde er in das Regularstift Kreuzlingen aufgenommen, welchem er dann nach zurückgelegtem Noviziats-Jahre 1797 durch die Ordensgelübde als

Mitglied einverleibt wurde. In die theologischen Wissenschaften wurde er eingeweiht durch den Unterricht, den ihm ein kenntnißreicher Mann des Stiftes, Anton Thurnhofer, und was das Pastoralfach belangt, der weiland berühmte Offizial Reininger in Constanz ertheilte. Nach vollendeten theologischen Studien wurde er 1801 zum Priester geweiht. Von dieser Zeit fing sein öffentliches Wirken an. Vorherrschend war bei ihm die Neigung zum Lehrberuf, sowohl in der Volksschule als auch in dem später hier errichteten Lehrer-Institute. Lichthell erkannte er das Bedürfniß einer bessern Volksbildung, und fühlte sich berufen, nach dem Maaß seiner Kräfte diesem Bedürfnisse abzuhelfen.

Diesem Zwecke zufolge ging er, mit Erlaubniß seines Prälaten, in das Stift St. Urban, um sich dort pädagogische Kenntnisse zu erwerben, unter denen er sich mit Vorliebe dem Studium der Geographie und der Arithmetik widmete. Um sich aber noch mehr zum praktischen Schulmanne zu bilden, begab er sich auch zu den Herren Rusterholz und Zelter in das Riedli bei Zürich und erweiterte seine Kenntnisse hinsichtlich des Erziehungswesens und des Bildungsfaches ungemein. Viele Lehrer des Kantons verdanken ihm eine gründliche Einsicht eines zweckmäßigen Volksunterrichts. Viele schulden ihm umfassendere Kenntnisse in den mannigfaltigen Lehrfächern, und nicht wenige die Kunstfertigkeit, den Vorrath ihres Wissens auf die leichteste und sicherste Weise der Fassungskraft der Kinder mitzutheilen. 1808 wurde er vom Prälaten zum Oekonom des Stiftes ausersehen, und ging in dieser Absicht nach Hofwyl zu Hrn. Emanuel von Fellenberg, um unter der Anleitung dieses hochberühmten Landwirths sich die in seinem neuen, für das Stift höchst wichtigen Wirkungskreis nothwendige Bildung anzueignen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich mit entschiedenem Eifer und wahrer Liebe den Amtsgeschäften eines Oekonomen; durchgreifende Verbesserung des Bodens und zweckmäßigere Anbauung und Bepflanzung der Felder waren die erfreulichen Resultate seines Strebens und Mühens. Besonders machte er sich verdient durch Einführung eines bessern Rebbaues und einer zweckmäßigen Rebordnung. 1808 führte er die Pflanzung des Kohlrepssamenöls ein, was dann in der ganzen Umgebung Nachahmung fand, so daß Setzlinge in Menge nach allen Seiten des Kantons vom Stift aus versendet wurden. Auch betrieb er eifrig die Produc-

tion der Hülsenfrüchte, und pflanzte Saubohnen und Erbsen untereinander, so daß die letztern an den erstern ihre natürliche Stütze fanden, welches ebenfalls bei den Landleuten der Nachbarschaft mit Vortheil nachgeahmt wurde.

Reger Eifer für die Beförderung alles Guten bestimmten ihn zum Eintritte in mehrere vaterländische Vereine, und er gehört auch unter die Zahl der ersten Gründer der im Kanton Thurgau bestehenden gemeinnützigen Gesellschaft.

Mehrere dieser letztern eingereichte schriftliche Arbeiten, und die Entwicklung seiner Ansichten über die Behandlung des Weinstockes, im „gemeinnützigen Schweizer" abgedruckt, beweisen den tüchtigen und denkenden Landwirth. Als Mensch nahm er jedermann durch sein treuherziges, offenes und biederes Wesen für sich ein; und seine Empfänglichkeit für vielseitige Ideen, seine freundliche Duldsamkeit verschiedenen Ansichten und Meinungen gegenüber, und der warme Eifer, mit dem er vorwärts strebte, in Allem was er begann, erwarb ihm die Achtung vieler Vaterlandsfreunde nah und fern. Mit großem Bedauern sahen daher seine Freunde ihn seit einigen Jahren durch stets sich mehrende Uebel in seiner lebendigen Thätigkeit gehemmt, bis er endlich dieselbe für den irdischen Wirkungskreis nach schmerzhaftem Krankenlager, worin er jedoch stets ruhige, heitere Ergebung zeigte, in einem Alter von nicht vollends 52 Jahren zu früh, doch nicht ohne nachwirkenden Segen schloß.

XV. Doctor Franz Karl Stadlin. *)

Hr. Franz Karl Stadlin, der Arzneikunde Doctor und der schweizerischen Gesellschaften für Natur- und für Geschichtforschung Mitglied, war den 24. Oktober 1777 in Zug geboren, wo er auch theils durch Privat-, theils durch öffentliche Lehrer seine erste, freilich höchst mangelhafte Schulbildung erhielt. Viel Talent, aber zu wenig Ausdauer und Geduld, wo etwas nicht auf der Stelle einleuchten wollte, waren Eigenheiten, die man an dem jungen Knaben lobte und rügte. Nach dem Wun-

*) Nach „Doctor Franz Karl Stadlin. Eine biographische Skizze seinen Söhnen und Töchtern gewidmet." Von Boßhard, Doctor.

sche seiner Eltern sollte er den Priesterstand wählen; sie suchten deßhalb schon im Jahre 1792 um dessen Aufnahme in das Collegium zu Mailand nach, und als dieses nicht gelang, so kam der junge Stadlin, nachdem er in Zug die Rhetorik noch vollendet hatte, nach Luzern, wo er unter dem Präfecten Bühlmann, einem Exjesuiten, Logik studierte, bald aber nach Verlauf von drei Vierteljahren, weil er keine Lust zum geistlichen Stande fühlte, in den er durch diese Vorhalle eintreten sollte, wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte. Hier ertheilte ihm sein vorzüglicher Gönner, dem er schon früher als Schüler in Zug durch Aufsätze über vaterländische Geschichte werth geworden war, der sel. Caplan Landtwing den Rath, sich der Wundarzneikunde zu widmen. Sein Vater, hiemit zufrieden, schickte ihn deßhalb (1795) zu einem Chirurgen, Namens Bucher, im Ibenmoos, Cantons Luzern, in die Lehre; allein mit wenig Gewinn; nicht bloß wußte der Lehrer ihm keine ärztlichen Grundsätze mitzutheilen, auch die practische Anleitung fehlte, da die Kranken in vielen Fällen den jungen Arzt nicht gerne neben dem alten am Bette wollten. Nach fünf Vierteljahren (1796, den 6. Oct.) kam Stadlin wieder nach Hause, ohne in dieser Zeit viel anders erobert zu haben, als die Kunst Ader zu lassen und Bart zu scheeren, und was er sich nebenbei durch ungeordnete Lectüre, der er mit Leidenschaft oblag, für Kenntnisse zu erwerben gewußt hatte, dagegen stark vernachläßigt in Bildung seines moralischen Charakters. Hier blieb er bloß wenige Wochen; ohne Aussicht für die Zukunft, ohne bestimmten Lebensplan, ohne eine andere Triebfeder als die Rastlosigkeit des frischen jugendlichen Gemüthes, verließ er mit wenigen Louisd'or, die er von seinem Gönner geborgt hatte, seine Vaterstadt (1796, den 10. Nov.), und nahm seinen Weg über Constanz nach Freiburg im Breisgau, wo er in der Emigranten-Armee des Prinzen Condé als gemeiner Soldat Dienste nahm. Doch da Stadlin ziemliche Kenntnisse in der lateinischen Sprache, und besonders viel Geläufigkeit im Ausdruck besaß, und unter der Condé'schen Armee sich viele emigrirte Geistliche befanden, mit denen er durch diese Sprache sich unterhalten konnte, so zog er bald die Aufmerksamkeit seiner militärischen Obern auf sich, und wurde, nachdem er seine wundärztlichen Kenntnisse zu erkennen gegeben, in den Rang eines überzähli-

gen Chirurgen erhoben. Der Umgang und die Freundschaft eines gewissen Dr. Tabernier, eines geistvollen, aber zur Schwärmerei geneigten Mannes, wirkte wohlthätig auf das etwas verwilderte Gemüth des Jünglings, und gab auch seinem ganzen Wesen einen gewissen mystischen Anstrich, der ihm durch sein ganzes Leben blieb, und sich auch in allen seinen Schriften als lebhafter Glaube an eine über die Naturwelt hinaus liegende, dem Verstande unbegreifliche Wunderwelt ausspricht. Hier erwarb sich Stadlin auch die Kenntniß der französischen Sprache, erkrankte aber bald an einem Typhus, der ihn im Militärspitale zu Stauffen dem Tode nahe brachte. Wieder genesen erhielt er aber seinen Abschied (1797, 13. März); ganz verlassen, denn sein Freund hatte während seiner Krankheit russische Dienste genommen, ohne Geld, indem seine Titularwürde ihm nichts als die Kost im Spitale eingetragen hatte, suchte Stadlin nun bei dem damaligen Oberfeldchirurgen, jetzigen Ritter Hofrath Professor Ecker an der Hochschule in Freiburg um Aufnahme als Chirurg in österreichische Dienste nach, was aber, da eben zu Rastadt Friedensunterhandlungen obwalteten, für den Augenblick fehlschlug; doch ward er mit der Hoffnung getröstet, daß nach Verlauf von 14 Tagen vielleicht sein Verlangen erfüllt werden könnte; Stadlin benutzte diese Zwischenzeit, über Constanz wieder einmal seine Heimath zu besuchen, wo er aber nicht am besten aufgenommen ward. Er traf daher schon am 1. April wieder in Freiburg ein, erhielt die gewünschte Anstellung mit 12 Gulden monatlichem Sold, und einer täglichen Ration Brod, und folgte dem Zuge seines Regimentes nach Franken. Bei später erfolgter Reduction der Militärchirurgen trat Stadlin in das Regiment Stabsinfanterie, das damals in Prag garnisonirte, wo er am 1. April 1798 anlangte. Hier benutzte er die Gelegenheit, Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie zu hören, was er auch früher in Freiburg, so wie später in Tübingen, Wien und Insbruck, wo sich immer der Anlaß bot, nie verfäumte. Im wilden Treiben des Soldatenlebens, bei allem jugendlichen Leichtsinn, behielt der edle Jüngling einen stets regen Hang zur Wissenschaft. „Man sah und traf mich wo den Schlechtesten, aber selten ohne Buch; ich konnte thun wie der Schlechteste, aber er nicht wie ich: denn ich unterließ keine Lection, und durchbrachte ganze Nächte eben

so gut bei Büchern als bei Trinkgelagen." — Im Tyrol machte er mit einem gebildeten Apotheker Bekanntschaft, half demselben in seinem Laboratorium und gewann damit eine leidenschaftliche Liebe für Chemie. — In Bregenz, wohin ihn der Zug seines Regimentes im März 1800 führte, traf er mit dem Buchdrucker Brentano zusammen, der, als er das verborgene höhere Talent des Militärchirurgen bemerkte, denselben aufmunterte, seine Mußezeit schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, deren Druck er zu übernehmen sich anheischig machte. So entstand (1800) sein erstes schriftstellerisches Erzeugniß, seine Idda von Toggenburg, oder die Folgen der Uebereilung, in 2 Bändchen, eine romanhafte Geschichte voll lebendiger Phantasie, die aber bald (1801) wahrscheinlich wegen anstößigen Stellen, bezüglich auf Religion, das Unglück hatte zu Wien, während Stadlins dortigem Aufenthalt, unter die verbotenen Schriften gestellt zu werden. Nicht abgeschreckt hiedurch, versuchte sich Stadlin bald darauf zu Insbruck in einer dramatischen Arbeit, und es erschien in Zürich (1802) bei Waser die Wiedereroberung von Zürich, ein helvetisches Nationaldrama in 3 Acten, den Gesetzgebern Helvetiens, den Vätern des Vaterlandes gewidmet. Um die gleiche Zeit erschien von ihm eine Poesie über den Frieden. Gegen Ende des Jahrs 1800, und im Anfange des folgenden suchte Stadlin mehrmal Entlassung von seiner militärischen Stelle nach, die ihm endlich durch Einwirkung des Oberfeldarztes Mederer den 27. Mai 1801 gewährt ward. Stadlin verließ das Regiment, und kam den 30. Juni gleichen Jahres nach Zug zurück. Seine Eltern waren hoch erfreut über seine Rückkunft, allein sie hofften, er werde nun bleiben und in seiner Vaterstadt die wohlerworbenen chirurgischen Kenntnisse in practische Anwendung bringen. Doch so dachte nicht der aufgeweckte Jüngling, der, ehe er bei dieser halben Bildung stille stünde, es auf's Aeusserste kommen lassen wollte. Er entschloß sich fest, auf einer Universität seine ärztliche Bildung zu vollenden, und verreiste, nachdem er eine äusserst geringe Geldsumme aufgebracht hatte, nach Insbruck, machte dort in einem Jahre den ganzen medizinischen Curs, bestand die Prüfungen mit Ehre, denn bloß in zwei Gegenständen trug er die zweite Note davon, doch alles ohne dabei seinen bleibenden Hang zur Ungebundenheit zum Opfer zu bringen. Nach vollen-

detem Schuljahr kehrte er in seine Heimath wieder, sah sich um die nöthige Summe zu Erreichung des medizinischen Gradus um, verfügte sich damit nach Inshruck zurück, bereitete sich 10 Wochen auf die nöthigen Prüfungen vor, bestund selbe wieder mit Ruhm (er hatte jetzt in Jahresverlauf 26 bestanden), und kehrte als Doctor wieder in seine Vaterstadt heim (1803). Stadlin brachte derselben ein köstliches Geschenk mit, um dessentwillen allein schon sein Andenken unter seinen Mitbürgern unvergeßlich bleiben sollte, die damals in unserm Canton noch nicht gekannte Vaccine. Mit Eifer betrieb er die Einführung derselben, empfahl selbe in Zeitungen, schrieb eine eigene Abhandlung darüber, ließ sie auf eigene Kosten drucken und unter das Volk austheilen, impfte die Armen in der Stadt und den Gemeinden unentgeldlich, und besiegte mit Muth, im Bewußtsein, das Gute zu wollen, mehrfache Hindernisse, die er als ein Neuerer von verschiedenen Seiten zu bestehen hatte. Mit glücklichem Erfolg betrat er seine praktische Laufbahn als Arzt und Wundarzt, sein Talent und seine Gelehrsamkeit erwarben ihm bald starken Zuspruch. Als Theoretiker neigte er sehr zum Brown'schen Systeme hin, doch in seinem Handeln war er, wie der vielfache Wechsel von Lehrern, seine fast übermäßige Lectüre, und endlich das Krankenbett selbst, an welchem so manche herrliche Theorie zu Schanden geht, es mit sich bringen mußten, eigentlich Eklektiker. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte Stadlin die betretene Bahn; aber seinem großen Geiste blieb selbst die Idee eines Arztes bald zu klein, und gieng in der höhern des Naturforschers unter; mit Opfern, die mit seinen ökonomischen Umständen ausser Verhältniß stunden, schaffte er sich in wenigen Jahren eine Bibliothek von mehrern tausend Bänden aus allen Zweigen der Naturwissenschaft, auch der Philosophie und Geschichte, nebst einer beträchtlichen Mineraliensammlung an. In diese Zeit fällt die Verehlichung mit seiner noch lebenden Gattin Paulina, geb. Utiger; aus der gesegneten Ehe giengen 12 Kinder hervor, wovon 9 noch am Leben sind. „Wir lebten arm, aber zufrieden; aus allen Volksstürmen rettete mich Gottes Vorsicht wunderbar.“ — Allein nicht lange blieben häusliches und öffentliches Glück auf gleicher Stufe; mit Genie und Gelehrsamkeit hatte Stadlin auch die rohen Sitten des academischen, und die noch rohern des Soldatenlebens in das

bürgerliche hinüber getragen; Manieren und feine Lebensart waren seine Sache nicht; die Klugheit des Weltmannes, die Kunst seine Gedanken geheim zu bewahren, fehlten ihm gänzlich; im Gefühle der Ueberlegenheit seines Geistes, und im Stolze, was er war durch eigene Kraft und Hülfe geworden zu sein, scheute er seine Umgebungen nicht; in bitterm Spott und beißendem Witz machte sich sein feuriger Geist Luft, unbekümmert wo und wen sie trafen; auch die Geistlichkeit blieb nicht unangetastet; dazu kam der Allmendtheilungsstreit, wobei sich Stadlin mit Eifer zur Parthei der Petitoren schlug, und mit denselben ein Gegenstand des Hasses der Gegenparthei ward, zu der unglücklicherweise mehrere der einflußreichsten Magistraten gehörten. So verderbte sich Stadlin die Gunst der Herren und mit ihr jene des Volkes. Dabei mochten auch seine weitern naturwissenschaftlichen Bestrebungen ihn zu sehr seinem ärztlichen Wirkungskreise entreißen; das ungestüme Feuer seiner Phantasie war mit der ruhigen Beobachtung am Krankenbette nicht leicht verträglich; große Ideen fuhren wie Blitze durch seinen Kopf, ihnen folgte leicht ein Wetterstrahl, der da vernichtete, wo der milde Schein der Sonne heilet und belebt; mehrere mitunter sehr glückliche Curen vermochten den schwindenden Ruf nicht zu halten; mit ihm versiegte die einzige Quelle des Erwerbes, der braven Familie drohte ein baldiger Ruin. — Doch Stadlin verzagte nicht; in seinem von hohen Idealen durchglühten Geist fand er eine fortdauernde nie versiegende Verdienstquelle; er kannte keine Gränze für die Wirksamkeit seines Genies. Nachdem er ohne Erfolg sich (1805) um eine Archivarstelle im Kloster St. Gallen beworben hatte, faßte er den Entschluß, in seinem Hause ein chemisches Laboratorium einzurichten, und schritt, nachdem ein Freund ihm die dazu nöthigen Summen vorgestreckt hatte, schnell zum Werke. Während anderthalb Jahren betrieb er diese Arbeiten allein auf eigene Kosten, trat dann in Verbindung mit seinen Schwagern den HH. Gebrüder Utiger, verlegte das Laboratorium in deren Haus, und gründete da die Apotheke zum Schwert. — Dabei gab er seinen ärztlichen Wirkungskreis nicht ganz auf; suchte auch in andern Beziehungen das allgemeine Beste, Sinn für das Schöne und Edle, und wissenschaftliche Aufklärung nach Kräften zu fördern. Ihm verdankte der sogenannte Zeitungssaal,

ein leider bald wieder eingegangener Verein für Lesung mehrerer deutschen und französischen politischen und gelehrten Zeitschriften, seine erste Entstehung; auch zur Aeufnung und allgemeinern Benutzung der Stadtbibliothek wirkte Stadlin einer der Ersten mit. — Später (1812) ward der Zustand der praktischen Medizin in den Ur-Cantonen ein Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit; er stiftete die Gesellschaft der Aerzte aus den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, war ihr erster Präsident und Archivar, lieferte mehrere schriftliche Arbeiten, die Bedeutung der Menstruation, über das Verderbniß der Zähne, über die Brüche, welche in dem von Dr. Troxler herausgegebenen Archiv der Medizin erschienen; — allein ohne damit zur Nachfolge anzuspornen zu vermögen; — verzweifelnd am Gedeihen trat er nach 4 Jahren wieder aus der Verbindung; selbe zerfiel später ganz. — Im Jahr 1813 stiftete Stadlin die schweizerische thierärztliche Gesellschaft, war ihr erster Präsident, und nahm die Besorgung der Herausgabe der Zeitschrift Archiv für Thierheilkunde über sich, wo auch mehrere eigne Abhandlungen von ihm stehen. — Mitglied des Sanitätsraths geworden, zeigte er sich auch hier als den rastlos Thätigen, schrieb 1812 eine Abhandlung über die epizootische Lungenentzündung, die aber erst mehrere Jahre später im Druck erschien; dann 1814 eine Anleitung für die Landleute zur Erkenntniß der Löserdürre oder Rindviehpest.

Schon länger war Stadlin mit dem Gedanken umgegangen, eine Topographie seines Cantones zu schreiben, und zwar in einem Umfange, wie noch wenige Topographieen erschienen sein mögen; von aller Einseitigkeit möglichst frei, sollten die ideale und reale Seite seines Gegenstandes gleichmäßig und möglichst erschöpfend hervorgehoben, und endlich zum Schlusse das Leben des Ganzen in der Wechselwirkung seiner Theile dargestellt und geschildert werden. Dem Plan zufolge sollte der erste Theil in vier Bänden die politische Geschichte des Landes, der zweite dessen Geographie und Physik, der dritte seine Naturgeschichte enthalten, und endlich der vierte als Schlußstein das Volk in dem Lande als ein großes abgeschlossenes Gemälde aufführen. Die Idee war groß, — ungeheuer, nur ein Stadlin konnte sie auffassen. Mit unerschütterlichem

Muthe gieng er an das kühne Werk; mehrere tausend Urkunden aus Bibliotheken, Canzleien, von Privaten wurden gesammelt, geordnet, verglichen, weitläuftige Correspondenzen angeknüpft, Chroniken und Folianten durchwühlt; dabei gleichzeitig auch für die naturhistorische Abtheilung vorgearbeitet, erst die noch nicht ausreichenden Kenntnisse in Mathematik und andern Hülfswissenschaften nachgeholt, dann aus Bergen und Thälern Pflanzen zusammen getragen und gesammelt, meteorologische Beobachtungen angestellt, viele hundert trigonometrische Ausmessungen und barometrische Höhenbestimmungen vorgenommen, Wässer analysirt, der Zugersee nach allen Richtungen auf seine Tiefe untersucht, und darüber eine vollständige Seecharte aufgenommen, und dieß alles durch ihn allein, ohne Hülfe, ohne aufmunternde Huld, unter bedrängten ökonomischen Verhältnissen. Wenn das Gebäude nicht völlig dem Plane entsprechen sollte, wer dürfte es böse deuten, da wo der Baumeister alle Dienste bis zu dem des Handlangers herunter selbst eigenhändig übernehmen muß. Des ersten Theiles erster Band erschien im Jahr 1818, die Geschichte der Gemeinde Hünenberg enthaltend. Er ward von seinen Mitbürgern nicht günstig aufgenommen; unbesonnener Weise hatte Stadlin einen kaum glücklich vorübergeschwebten odiosen Handel mit Umständlichkeit wieder hervorgezogen; kaum beschwichtigte Leidenschaften drohten auf's Neue auszubrechen; es gab Lärm unter dem Volke; derselbe kam zu den Ohren der Regierung. Beim Druck war nebenbei die Censur umgangen worden. Die ganze Auflage, so viel sich davon bei Verfasser und Drucker vorfand, ward hoheitlich in Beschlag genommen. Stadlin, an harte Schläge des Schicksals gewöhnt, ließ sich hiedurch nicht abschrecken, sondern veranstaltete eine zweite Auflage bei Xaver Meyer in Luzern, unverändert wie die erste, mit Weglassung eines besonders anstößigen Briefes. Die erzürnte Nemesis war nun begütigt, die Regierung machte keine Einsprache. Doch fehlte es nicht an Chikanereien ab Seite der Abonnenten; ein Theil davon glaubte durch jenes Urtheil der Cantonsregierung sich seiner Verbindlichkeit überhoben, und schickte das Buch dem Verfasser zurück. Das mochte Stadlin an seinen Mitbürgern, deren Geschichte zu schreiben er sein Leben opfern wollte, tief schmerzen. Er setzte gleichwohl das Werk fort, dem schönen Motto folgend, das er demselben vor-

gesetzt: „Thu du deine Pflicht — für's Uebrige laß Gott sorgen.“ Im Jahr 1824 erschien der vierte Band, die Geschichte der Stadtgemeinde enthaltend, beinahe dreimal so stark als der erste; mit ihm war die politische Geschichte des Cantons geschlossen. Da endete er. Milder und günstiger als von seinen Mitbürgern ward Stadlin anderwärts beurtheilt. Im Jahr 1819 erhielt er unnachgesucht das Diplom eines Mitgliedes der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft zu Bern, in deren unter dem Titel der schweizerische Geschichtforscher erscheinenden Zeitschrift sich auch zwei sehr interessante Aufsätze von ihm befinden: Joseph Anton Schumacher von Zug, und: historische Hypothese über Grund und Ursache des Unterschiedes zwischen der sogenannten Bauern- und Ländertracht, in welchem letztern Stadlin mit viel Scharfsinn darzuthun sucht, daß zwischen diesen beiden Trachten die Scheidungslinie der alten Burgundionen und Alemannen laufe. — Unter diesen mannigfachen gelehrten Arbeiten fuhr Stadlin auch im engern bürgerlichen Kreise zu wirken fort. Er war eine der Haupttriebfedern zu einer zweckmäßigern Umgestaltung unsers Armenwesens in den Jahren der Theurung und Noth, und richtete das Augenmerk der Obern ganz besonders auf die bemitleidenswertheste Klasse der Hausarmen hin. Im Jahr 1817 ward er zum Cantonsrichter gewählt; genauer Kenner unseres Volkes und Landes, unserer Gesetze, Uebungen und Verhältnisse, bekleidete er seine Stelle mit Würde; und obschon in bedrängter Lage rettete er mit Seelenstärke aus mancher argen Versuchung seine Stimme für das entschiedene Bewußtsein des Rechtes und der Billigkeit. Zwei Jahre behielt er das Amt; lehnte es aber, nach deren Verfluß wieder vorgeschlagen, beharrlich ab, um sich ungehinderter gelehrten Beschäftigungen und der Sorge für seine Familie zu weihen. Allein nicht lange ward ihm diese Zurückgezogenheit vergönnt; er selbst mochte sich seibe nicht gönnen; beim ersten sich darbietenden Anlaß riß ihn sein rastloses Wesen mit Gewalt wieder in's öffentliche Leben. Es entstund der berüchtigte Jägerhandel. Stadlin, freisinnig im Uebermaß, stolz auf sein Wissen und ohne Demuth vor denen, denen er sich an Geist überlegen glaubte, abgesagter Feind aller, wär' es auch bloß scheinbaren aristokratischen Tendenz, und stets zum Kampfe gerüstet, wo

es persönliche Freiheit gegen Staatseingriffe zu schützen galt, ergriff die Partei der Jäger, nicht zwar als Ursächer, aber als eifriger Sachwalter. Das Gesetz befahl jedem, der jagen wollte, Lösung einer Patente, erlaubte aber den Gutsbesitzern, schädliches Gewilde auf ihrem Privateigenthum zu schießen: nun hatten die Jäger auf der Allmend ihrer Gemeinde gejagt, und waren angeklagt. Stadlin meinte, es wäre Gemeindeigenthum dem Cantone gegenüber als Privateigenthum zu betrachten, und der Begriff von Schädlichkeit zu unbestimmt, um darauf ein verfällendes Strafurtheil zu gründen, und vertheidigte seine Ansichten mit Wärme. Die Regierung urtheilte anders, die Thäter wurden bestraft; da gieng es bis zum nächsten Mai; eine gewaltige Reaction erfolgte, und Stadlin kam in den Rath (1820), — er war an seinem Platze. Er übernahm das Polizeiamt, und war es auch hier. 1825 gieng das Polizeiamt in eine andere Hand über; Stadlin suchte die Entlassung auch von der Rathsstelle nach, und erhielt selbe im Mai 1826.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt ein neuer Abschnitt in dem immer wechselnden Leben des Seligen. Er hatte die Fortsetzung seiner Topographie aufgegeben, weil der daraus zu erwartende Gewinn mit den Opfern, die er noch zu bringen hatte, außer Verhältniß stund; die Ausübung der Heilkunst hatte er lange vernachläßigt, und um mit Erfolg auf's Neue die Bahn zu betreten, fehlte ihm innerliche Lust und des Volkes Zutrauen; (die Verbindung mit der Utingerschen Apotheke war längst aufgegeben;) andere schriftstellerische Arbeiten reichten zu Erhaltung seiner zahlreichen Familie nicht hin; er war genöthigt, sich um eine neue Hülfsquelle umzusehen, und fand sie; — er ward Advokat. Auch da verließ sein Genie ihn nicht; mochte er auch in Bestimmtheit der Begriffe und strenger Logik einem gewandten Juristen gegenüber nicht bestehen: so war er dagegen Meister, durch Lebendigkeit seines Vortrages, durch die Kraft seiner Sprache, durch höhere Beziehungen und Deutungen, die er seinem Gegenstande zu geben wußte, auf Gemüth und Einbildungskraft einzuwirken, und den Verstand gleichsam zu bezaubern; durch diese Hülfsmittel war es ihm leicht, auch der schlimmsten Sache einen starken Schein von Recht zu geben, besonders wo, wie bei uns, die Gesetze höchst mangelhaft sind, und der Richter in der Mehrzahl der Fälle nach Vernunft und

Billigkeit entscheiden soll. Dabei war er unerschrocken, auf jeden Widerspruch gefaßt, gewandt, der Sache eine neue Wendung zu geben, auch in den niedrigern Advokatenkünsten, seinem Gegner einen Seitenhieb zu versetzen, oder den Schreckmann zu machen, nicht unerfahren. Daher hörte man ihn gerne, wenn er in wohlverstandener Hochachtung vor den Schranken des Rathes oder Gerichtes erschien; und bei zahlreichem Zuspruche von Clientschaften blieb der Hauptzweck, den er bei Betretung dieser Laufbahn sich vorgesetzt hatte, Broderwerb, — denn dieser und nicht die Liebe zur Sache halten ihn hiezu bestimmt, — nicht unerreicht. — Nebenbei beschäftigte er sich mit genealogischen Arbeiten, und lieferte Beiträge in das von Schwab in Stuttgart herausgegebene Werk: die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, worin Neuhabsburg, Reußeck und Hünenberg von ihm beschrieben sind. Zugleich begann er eine größere literarische Arbeit, die Schweizer in fremden Kriegsdiensten, wovon er den ersten Baud vollendet mit vielen Materialien zu den folgenden hinterlassen hat. — Ruhiger und ungestörter in seinem Wirkungskreise zu arbeiten, zog er im Sommer 1828 auf sein Landgütchen außer der Stadt. Da befiel ihn im Winter ein hartnäckiges Leiden; der Körper, der nun in einer langen Reihe von Jahren Sturm und Wetter, und allen Mühen des Lebens, den Forderungen wechselnder Leidenschaften wie des nimmer ruhenden Geistes Trotz geboten, ward endlich müde unter der Last; reißende Unterleibs- und Rückenschmerzen, anfänglich für rheumatisch gehalten, peinigten ihn fast ohne Unterlaß Tag und Nacht; in den kurzen freien Zwischenräumen war der Geist heiter, als wäre er nicht da zu Hause, und Stadlin setzte darin seine Arbeiten fort. Mit dem Eintritt der Frühlingswitterung ging es wieder besser; oft waren ganze Tage schmerzenfrei, der Kranke, in den Stunden des Schmerzens äußerst niedergeschlagen, rühmte dann seinen Zustand über die Maßen, und arbeitete fleißig und leicht an den Ritterburgen in den Ur-Cantonen, erschien auch vor Rath und Gericht. Doch immer kehrten die Schmerzen wieder, und die Kräfte schwanden sichtlich. Bei dem hartnäckigen, und in seinem Wesen nicht erkannten Zustande des Uebels wollte sein Arzt ihn zu einer Consultation bereden, er weigerte sich beharrlich. „Und wenn die ganze Sorbonne zu-

sammen käme, so würde es nichts fruchten." Er mag Recht gehabt haben. Nachdem die Krankheit mit bald zu-, bald abnehmenden Schmerzen, bei immer schwindender Kraft, doch noch nicht ohne Hoffnung für Rettung, die ganze Zeit über langsam verlaufen war, nahm sie um die Mitte Juli plötzlich eine schlimme Wendung. Noch fertigte Stadlin am Dienstage in seiner Stube Parteien ab, und besorgte Geschäfte, außer einiger Schwäche von andern Krankheitserscheinungen nichts verspürend, und in voller Hoffnung baldiger Genesung: als am Freitage Morgens der Zustand schon einen solchen Grad von Bedenklichkeit angenommen hatte, daß Stadlin sich frei zu Ordnung verschiedener Familienverhältnisse anschickte. Und als Schlag auf Schlag ein schlimmes Zeichen dem andern folgte, so empfing er Sonntags in der Frühe mit dem Starkmuth des Mannes und der Demuth des Christen die heil. Sterbsakramente. Durch sein ganzes Wesen blickte in diesen ernsten Stunden ein zarter religiöser Sinn. „Man hat mich beschuldigt, in meinen Schriften anstößige „Grundsätze wider Religion und Sittlichkeit verbreitet zu haben. „Meine Absicht war dieß nie, und sollte es geschehen sein, so „bereue ich es tief, und möchte es widerrufen wissen. Denn ich „schätzte Religion immer hoch: das soll die Erziehung meiner „Kinder beweisen. Ich möchte ruhig im Schoose meiner Kirche „sterben." Er ließ seine Kinder vor sich kommen und segnete sie. Bald versank er. „Ich bin gefaßt," sprach er als letztes tröstendes Wort der Tochter zu, die er vor allen liebte. Er entschlummerte sanft gegen Abend (den 19. Juli 1829). — So starb Stadlin; er hatte nicht lange, aber er hatte viel gelebt; sein oft geäußerter Wunsch, nicht lange unthätig auf dem Krankenlager liegen zu müssen, war in Erfüllung gegangen. Der Leichnam ward den dritten Tag bei zahlreichem Gefolge auf dem Gottesacker bei St. Michael begraben, wo so manche schöne Inschrift von ihm steht, und nun eine Myrte seinen Grabhügel ziert.

XVI. Johann Heinrich Hofmeister,

Mitglied des großen Rathes und Stadtschreiber in Zürich.

Hr. Joh. Heinrich Hofmeister wurde den 8. August 1772 in Zürich geboren. Er besuchte mit Eifer und Fleiß die niedern

und höhern Schulanstalten seiner Vaterstadt bis in's Gymnasium. Zwar übernahm er als einziger Sohn, nach dem Wunsche seiner Mutter, die von seinem selig verstorbenen Vater ererbte Bäckerei, widmete sich jedoch größtentheils und mit Vorliebe den öffentlichen Geschäften, und arbeitete ohne Besoldung mit Eifer im Jahr 1797 als erster Secretär beim Kriegsrathe. Durch seine uneigennützige Thätigkeit gewann er das Zutrauen seiner Mitbürger in hohem Grade, so daß ihn seine Zunft im Jahr 1798 zum Wahlmann für die Ernennung der Deputirten zur Landescommission erwählte; auch ward er zum Mitglied und ersten Secretär der Stadtmunicipalität befördert.

Im Jahr 1803 erhielt er die neucreirte Stelle eines Stadtschreibers und verwaltete sie bis an sein Lebensende mit der größten Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit. — Im Jahr 1815 wurde er Mitglied des großen Rathes, und 1827 Suppleant beim Obergericht.

Im Jahr 1828 traf ihn ein apoplectischer Anfall, der seine Gesundheit so erschütterte, daß er sich nicht mehr ganz erholte; es mußte ihm deswegen ein Gehülfe zur Seite gestellt werden. Dessen ungeachtet war er noch thätig, so viel in seinen Kräften stand, bis ein neuer Anfall erfolgte, der ihn den 4 März 1830 seiner traurenden Familie entriß.

Von dem beliebten Verzeichniß der hiesigen Stadtbürger war bekanntlich er der Verfasser, und wir haben es seinem ausdaurenden Fleiße zu verdanken, daß jenes an Genauigkeit und Vollständigkeit immer mehr gewann.

In den Stunden der Muße war Pflanzenkunde seine liebste Beschäftigung, besonders widmete er sich der Pflege der Blumen, wovon die gute Anordnung seines viel besuchten Gartens Zeuge war.

Jeder, der seines nähern Umganges sich erfreute, so wie der, der in Geschäftsverhältnissen mit ihm stand, erkannte in ihm bald den gefälligen rechtlichen Mann und den klugen und erfahrenen Rathgeber.

XVII. Johann Jakob Sulzer, von Winterthur.

Stadtrath und Lehrer der Naturgeschichte, des Zeichnens und der Physik in Winterthur, geb. den 27. Juli 1781, gest. den 19. März 1828.

In seinen zarten, feinen und kleinen Körper hatte der gütige Schöpfer einen kräftigen Geist, ein reiches Gemüth, ein tief fühlendes Herz und eine mit glänzenden Tugenden hoch begabte Seele gepflanzt.

Auch an ihm bestätigte sich, daß die durch die Vorsehung uns angewiesenen frühern Lebensverhältnisse auf die Entwicklung unsers spätern geistigen Lebens, auf die Bestimmung unsrer Lebensbahn, auf vorherrschende Neigung für diesen oder jenen Beruf, auf unser ganzes Sein und Thun von dem entschiedendsten Einflusse werden können und müssen.

In der beständigen Herzensnähe einer treuen, frommen Mutter fast groß gewachsen, floß ihm aus reiner Quelle des Lebens bestes Fluidum in's Herz: ungeheuchelte Frömmigkeit, Glaube, Hoffnung und Liebe, eine unermüdliche Treue und Gewissenhaftigkeit in jeder Pflichterfüllung, welche ihn später Allen zum Vorbild und Muster, — Allen so lieb und achtungswerth machten.

Sein Vater, ein Freund und Kenner naturhistorischer Wissenschaften, übernahm bei glücklicher Muße seine erste Erziehung und flößte dem Knaben die erste Neigung ein für dieses Fach des Wissens. Diese Neigung wurde nicht wenig verstärkt durch sein abgeschiedenes Leben auf einem Landgute, dem Wohnsitze seiner Eltern, wo im täglichen Beschauen der schönen Natur und im Genusse eines reichen Blumengartens sein für stille Freuden so empfängliches Gemüth sich aufschloß und namentlich auch die Anlage zrm Zeichnen oder Nachahmen der Gebilde der Natur sich früh entwickelte. — Nur für kurze Jahre den Schulen seiner Vaterstadt anvertraut, verließ er dieselben mit aufgeregter Neigung für die Mathematik, mit der er sich lange Zeit nur heimlich und im Verborgenen beschäftigen konnte; denn seiner Eltern Wunsch gieng dahin, daß er sich der höhern Kunst als Maler weihen sollte.

So ward er denn wirklich seines Vaters gutem Freunde, dem damals geschätzten Künstler, Joh. Rud. Schellenberg, als

Schüler übergeben. Bei diesem genialen Lehrer, von fast excentrischer Richtung, der als Autodidactos auf System und Plan wenig hielt, trieb unser Sulzer neben viel Nützlichem auch manch Ueberflüßiges; und auch hier lenkten Lehrer, Verhältnisse und Umgebungen ihn beständig zu Arbeiten hin, die mehr naturhistorischem als reinkünstlerischem Zwecke entgegengiengen. Auch während dieser Zeit flüchtete er sich in jeder Mußestunde zu der Mathematik hin.

Nach ungefähr drei Jahren wurde Sulzer seines Lehrers Schellenberg beraubt, welcher durch eine stürmische und brodlose Zeit gedrängt, sein Heil in Bern versuchte. Unschlüßig, wo er seine Studien fortsetzen wollte, verlebte er etwa anderthalb Jahre in seinem väterlichen Hause, und ohne über seinen künftigen Lebensberuf zu festem Entschlusse zu gelangen, beschäftigte er sich fleißig mit Zeichnen, Mathematik, Botanik, Entomologie und Ornithologie. — In diesen Zeitpunkt gezwungener Muße fällt das mit seinem Herzen im grellsten Widerspruch stehende Ereigniß seines Lebens, das sich nur durch seinen Thätigkeitstrieb erklären läßt. Er ließ sich nämlich in dieser an innern und äussern Widersprüchen so reichen Zeit, als unser Vaterland mit fremden Truppen überschwemmt war, bereden, die Stelle eines Wagenmeisters (horribile dictu) bei der fränkisch-helvetischen Armee zu übernehmen, — eine Stelle, die mit seinem Character ganz und gar nicht harmonirte, da sie den feinsinnigsten und zartfühlendsten Jüngling mit der rohen Klasse der Fuhrknechte in tägliche Berührung brachte. Hätte unser Sulzer nur einen Keim natürlicher Gemeinheit in sich getragen, wie leicht hätte ihm dieses Amt Spuren von Rohheit und Unart aufdrücken mögen. Daß dieß aber nicht der Fall gewesen, wird jeder bezeugen, der den Liebenswürdigen in seinem frühern oder spätern Leben gekannt. Vielmehr hat er selbst später sich oft geäussert, daß diese gefährliche Periode ihm (freilich nur ihm, der aus Allem Nutzen zu ziehen wußte) höchst lehrreich und nützlich geworden, indem sie ihn mit manchen im täglichen Leben anwendbaren Details bekannt gemacht, und besonders die schwere Kunst gelehrt, wie man mit rohem und gemeinem Volk umzugehen, — wie dasselbe zu behandeln und zu besprechen habe; — was ihm später bei den ihm aufgetragenen Flußcorrectionen besonders zu statten kam.

Da es der entschiedene Wunsch seiner Eltern blieb, daß er sich der höhern Kunst des Malers weihen möchte, so entschloß er sich dazu, mehr aus Gefälligkeit für jene, als aus selbst erkanntem Berufe, und reiste nach Bern, um dort den Unterricht unter der Leitung seines ersten Lehrers, Schellenberg, fortzusetzen. Weil dieser aber in Bern nicht gefunden, was er gesucht, und bald nachher in seine Vaterstadt zurückkehrte, so kam nun Sulzer zu dem durch seine Conversationsstücke rühmlich bekannten Maler Freudenbergh in Bern. Nach dessen bald erfolgtem Tode wandte er sich an den Professor, Maler und Bildhauer Sonnenschein, bei dem er zeichnete, in Thon pussirte und in Oel malte. Sonnenschein entgieng zwar gänzlich die Originalität und Genialität der beiden frühern Lehrer; doch hätte er wegen eines gewissen academischen und systematischen Ganges für den Anfang künstlerischer Bildung wohl den Vorzug vor jenen Beiden gehabt, allein ein gewisses flaches und manierirtes Wesen eignete sich für spätere Bildung nicht.

Aus diesem Allem geht hervor, daß Sulzers Laufbahn als Schüler der höhern Kunst nicht günstig gewählt war; und wenn man seine aus jener Zeit noch vorhandenen Arbeiten ins Auge faßt und dabei bedenkt, wie mangelhaft, ja zum Theil selbst irrig sein erster Unterricht war; auch daß er nie Gelegenheit hatte, durch Anschauung von Kunstwerken ersten Ranges ihren Umfang und ihre Vollkommenheit ganz zu erkennen; so muß man sich billig verwundern, daß er dennoch so viel geleistet, indem jene durchgehends ehrenwerth, zum Theil selbst sehr gelungen genannt werden dürfen, und den Produkten manches Künstlers von Profession an die Seite gesetzt werden können, und sie auch wohl noch übertreffen. — Wäre Sulzer noch in seinem 23. Jahr sogleich nach Paris oder auf eine andere Academie gekommen, ein ruhmvoller Künstler wäre aus ihm hervorgegangen.

Das Jahr 1804 führte ihn aber von Bern in sein väterliches Haus zurück. Mißliche Gesundheitsumstände eines geliebten Vaters hinderten den gewissenhaften Sohn, die schon projektirte Reise nach Paris anzutreten, und wegen später eingetretener Umstände unterblieb sie für immer.

Die glückliche Muße, die unserm Sulzer in seiner Heimath

für einige Jahre zu Theil wurde, benutzte nun er, der nie unthätig war und es seiner Natur nach in seinem ganzen Leben nie seyn konnte, auf's zweckmäßigste zu seiner eigenen Ausbildung. Während dieser Zeit legte er den Grund zu jener vielseitigen Brauchbarkeit und Tauglichkeit, wodurch er sich später um Canton, Vaterstadt, Schule und Jugend so verdient, ja unvergeßlich gemacht.

Zeichnung, Mathematik, Physik und Naturgeschichte beschäftigten ihn abwechselnd. Nach und nach suchte er sich immer mehr zum Ingenieur zu bilden, und seine Bekanntschaft mit dem bekannten Hrn. Schanzenherr Fehr in Zürich kam ihm, dem Lernbegierigen, hiebei trefflich zu statten. Er übernahm Vermessungen ꝛc., gab auch in freier Handzeichnung, in Geometrie ꝛc. Privatstunden, die wegen des ausgezeichneten Geschickes und der noch ausgezeichneteren Gewissenhaftigkeit, womit er sie ertheilte, von Jahr zu Jahr in immer steigender Anzahl und immer größerer Begierde gesucht und besucht wurden, so daß sie ihn oft fast erdrückten.

Ein Werk, das ihm zu besonderer Ehre und Ruhm gereicht, sind die von der hohen Regierung ihm aufgetragenen Correctionen an der Töß, die er, wie Alles, was er that, mit lebendigem Eifer und unnachahmlicher Gewissenhaftigkeit ausführte, und wozu er die Arbeiter erst selbst anleiten und bilden mußte. Oft rannte er, nach vollendetem Schulwerk müde, Abends noch eine starke Stunde weit an Ort und Stelle; legte überall zuerst Hand an; scheute sich nicht, weit über die Knöchel in's Wasser zu treten, um Niemand eine Entschuldigung zu lassen. Und hatte er sich da oft über die vorgesetzte Zeit verweilt, so eilte er, um eine ängstlich besorgte Mutter nicht warten zu lassen, noch schneller zurück, im Laufen sich übernehmend. So schlugen (nach seiner eigenen Ansicht und Aussage) bei der Leitung dieses Werkes Erkältung und Erhitzung zusammen, um den Keim eines Uebels in ihn zu legen, das zwar erst mehrere Jahre später ausbrach, aber zu frühe sein Ende herbeiführte. Seine Stelle als Ingenieur legte er durch besondere Veranlaßung nieder. Der Abschied, den er im Juni 1814, in Schrift und That von Zürich erhielt, bezeugt am unzweideutigsten, wie ungern er entlassen wurde, und wie sehr der Staat die Dienste eines Mannes zu schätzen wußte, der

von keinen großartigen, kostspieligen Planen polytechnischer Schulen erfüllt, bei Allem was er unternahm, nur vom rein Praktischen und Einfachen ausgehend und darauf hinzielend, das höchste Bedürfniß eines kleinen Staates, — feste Dauer und Wohlfeilheit der öffentlichen Werke, — in der Ausführung so glücklich zu verbinden wußte.

Ein wahrer Segen war unser Sulzer seiner Vaterstadt durch das, was er an ihren Schulen geleistet. Nur der Trieb, nützlich zu werden und was er gelernt, auch Andern mitzutheilen, bewog ihn im Jahr 1807, die Schulbehörde um die Vergünstigung zu bitten, in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt unentgeldlich geometrischen Unterricht ertheilen zu dürfen. Dieß war der nächste Weg, um unsern Sulzer in seiner Tauglichkeit als öffentlichen Lehrer zu erkennen. Bei der ersten Gelegenheit wurde ihm auch der Unterricht in der Geometrie, dann der des Zeichnens, und zuletzt auf seine Empfehlung der zu lange vergessene Unterricht in Physik und Naturgeschichte anvertraut. — Das Fach der Geometrie (welches als Pflichtfach in einer öffentlichen Schule nie zu den glänzenden gehören kann, da es in die natürlichen Anlagen nur der Minderzahl der Schüler einschlägt) wußte er durch die Klarheit und Gründlichkeit seiner Methode und durch die Wärme seines Vortrags allen lieb und angenehm zu machen, denen die Natur Gesicht, Gehör und Gefühl nicht völlig versagt. — Die Zeichnungsschule reformirte er von Grund aus, und gab mit seltener Uneigennützigkeit das damals noch an Vorlegeblättern Mangelnde viele Jahre hindurch der Schulbehörde unbemerkt aus seinem Privatbestande hin. — Das Fach der Physik und Naturgeschichte, das er in seinen Höhen und Tiefen erforscht, und dessen pädagogischen Sinn und höchste Bedeutung er mit belebender Wärme in seinem Innern trug, trug er auch seinen Schülern auf eine Weise vor, daß sein Unterricht eine feierliche Würde erhielt und für die Jugend eine stündliche Anleitung wurde zum Fühlen und Erkennen, zum Bewundern und Preisen der Größe und Allmacht, der Weisheit und Güte des Schöpfers der Natur. — Ueberhaupt war ein köstlicher Perlenkranz von Lehrertugenden auf seltene Weise in unserm Sulzer vereint. Die probhaltigste Treue und Gewissenhaftigkeit, hohe Begeisterung für den Lehrerberuf,

gründliches Wissen und klarer Vortrag, Weisheit und Geduld erfüllten sein ganzes Wesen. Unermüdet war er, Zurückgebliebene und Schwache mit großem Aufwand von Zeit und Kraft in abgesonderten Stunden nachzubringen. Oft machte er Abends mit einer ausgewählten Schülerschaar einen Spaziergang, den er immer zu wissenschaftlichen Zwecken benutzte. Er war Freund und Beschützer seiner Schüler, die alle mit unbeschreiblicher Liebe an ihm hiengen, und aus seinem Innern floß etwas, das nicht mit der Herrschergewalt des Ernstes ihnen gebot, sondern mit der Zauberkraft der Liebe sie alle an ihn fesselte. — Wie frei von aller Menschenfurcht und selbstischer Bedenklichkeit er die von ihm erkannte Wahrheit ausgesprochen, davon zeugen die in den Protocollen niedergelegten Verhandlungen des Schulrathes, dessen würdiger Actuar und Mitglied er lange Jahre gewesen. — Wohl kann man mit Wahrheit von ihm sagen: Die Schulen seiner Vaterstadt haben durch seinen zu frühen Tod einen wahren Verlust erlitten, aber auch einen hohen Gewinn gemacht, da das Andenken an den Entschlafenen bei seinen zahlreichen Collegen fortlebt und mit segnender Kraft für und für sie erwärmt und stärkt.

Nur dem Thätigen verdoppelt und vervielfältigt sich wundersam die flüchtige Zeit in Hand und Werk. Ohne dieß bliebe es fast unerklärlich, wie unser Sulzer, der außer seinen zahlreichen Berufsgeschäften sich täglich noch durch so viel Anderes angesprochen fand, dennoch für manche Lieblingsbeschäftigung Muße blieb. Unter diesen herrschten die in Physik und Mechanik vor. So beschäftigte ihn (noch vor dieser Zeit, wo des Dampfes Kraft bald Alles in der physischen und geistigen Natur in wundervolle Bewegung setzt) lange die Verfertigung eines kleinen Dampfwagens, der sich selbst durch sein Zimmer bewegte, und nur aus Mangel an Zeit und geübten Arbeitern unvollkommener blieb, als er ihn noch zu haben wünschte, der aber auch so ein sprechender Beweis der nicht gemeinen Kenntnisse ist, die unser Sulzer in Physik und Mechanik sich erworben. Das Gleiche beweisen ein bélier hydraulique und andere mechanische und optische Werke von seiner Hand und Erfindung. — Und da der Character des Menschen sich im Kleinen oft am deutlichsten verräth, so sei hier zu Ehren unsers Sulzers noch eines Werkes erwähnt, das zwar von den nächsten Anwohnern wenig beachtet

geblieben, um so viel mehr also den Kennern in der Ferne gemeldet zu werden verdient, nämlich: die Wiederherstellung einer astronomischen Uhr (wie wohl wenige Residenzen besitzen) an einem der Thürme der Stadt. Diese Uhr wurde nach der Sage vor 300 Jahren von einem gewöhnlichen Schlossermeister unserer Stadt (seinen Namen hat der Rost der Zeit vertilgt, sein eisernes Werk ist geblieben) — in jedem Falle von einem tiefen Denker und ächt archimedischen Genie auf eine eben so künstliche als bewunderungswürdig einfache Weise konstruirt. Sie stellt alle Perioden des Mondes, der Erde und Sonne bildlich dar und mag aus Mangel einer Reparatur über ein halbes Jahrhundert still gestanden haben. Unser Sulzer, ein großer Verehrer und Beschützer der ehrwürdigen Reste der Vorzeit, blickte oft mit Scham und Unwillen an dieses vernachläßigte Kunstwerk hinauf, ihm seine Hülfe gelobend. Durch langes Nachdenken und weitläufige Berechnungen erkannte er des Werkes geheimnißvolle Construction, und brachte in stillster Stille (wie Alles, was er that) dasselbe wieder in Gang zu nicht geringer Verwunderung derer, die auch das interessirt, was zwischen Erde und Himmel steht.

Durch den treuen Eifer, durch die Geschicklichkeit und Uneigennützigkeit, womit Sulzer seit manchem Jahr so mannigfaltige Unternehmungen auch für das bedeutende Gemeinwesen seiner Vaterstadt ausgeführt, erwarb er sich die dankbare Achtung und die festgegründete Liebe aller seiner Mitbürger. Um ihm einen Beweis davon zu geben, beriefen diese ihn dahin, wo die Angelegenheiten gemeiner Stadt und Bürgerschaft mit Umsicht behandelt werden und machten ihn durch eine höchst ehrenvolle Wahl 1824 zu ihrem Repräsentanten im größern Stadtrath, und dieser dann 1826 zu einem Mitgliede des kleinern. So sah sich der Bescheidene ungesucht und unerwartet auch noch auf eine höhere Stufe der bürgerlichen Ehre erhoben, welche durch Aemterverwaltung und auf andere Weise seiner Thätigkeit und Arbeitslust, seinen Gemeinsinn, seinem vielseitigen Kenntnissen und Erfahrungen, seinem glühenden Eifer und festen Willen zu Beförderung alles Guten, Schönen und Edeln, einen täglich sich erweiternden Wirkungskreis öffnete.

Ihm, der nur dazu geschaffen schien, in Dienstfertigkeit, in Treue und Liebe für Andere zu leben, — ihm wurde sein

Thun und Seyn durch die reinsten Freuden und Genüsse in seinem häuslichen und öffentlichen Leben vergolten und erheitert. Selbst sein Wunsch, lieber nur kurz und thätig, als lange und müßig zu leben, wurde von dem Lenker seines Erdenganges erfüllt. Nach kurzem Krankenlager ging er wohl vorbereitet zu höherem Wirken über. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich wie ein dumpfer Schmerzensruf von Mund zu Mund. Seinem Sarge, in dem ein seltener Verein von Muth und Demuth zu Grabe ging, folgte dankbar die ganze Bürgerschaft, und unter den Hunderten allen war keiner, dem je er, oder er ihm feind gewesen.

Schon seit 2 Jahren deckt seine Gebeine ein bedeutungsvolles Immergrün. Sein Grabhügel ist ihm leicht. Nichts drückt denselben, als die noch nicht gestillten Thränen seiner hinterlassenen Gattin und Kinder und die sehnsuchtschweren Wünsche seiner Verwandten und Freunde.

Auch unserer naturforschenden Gesellschaft würdiges und thätiges Mitglied ist Joh. Jak. Sulzer viele Jahre gewesen. Darum sei der Erinnerung an ihn in unserer heutigen Versammlung dieses Denkmal aus Liebe und Freundschaft geweiht. Er hat in der sichtbaren und unsichtbaren Natur das große Geheimniß erforscht und gefunden, nach welchem auch wir Alle streben, bei Allen, mit denen er in Verbindung stand, als edler Mensch, als nützlicher Bürger und als wahrhaft frommer Christ sich Dank, Liebe und Achtung zu erwerben. Sein Andenken bleibe auch unter uns im Segen!

Troll, Rektor.

XVIII. Daniel Huber,

Professor der Mathematik und Bibliothekar zu Basel *).

Daniel Huber wurde geboren in Basel, den 23. Juni 1768. Sein Vater Johann Jakob Huber war in frühern Jahren als königlicher Astronom in Berlin angestellt. Da die Ausstat-

*) In der Reihe der Cantone hätte dieser Nekrolog als Nro. 1. aufgeführt werden sollen, — derselbe ist aber erst eingelangt, nachdem bereits alle abgedruckt waren.

tung der seiner Sorge anvertrauten Sternwarte seinen Wünschen nicht entsprach, und der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs die versprochenen Erweiterungen für längere Zeit verschob, so zog er sich in seine Geburtsstadt Basel zurück. Er hatte sich viel mit Vervollkommnung der Seeuhren beschäftigt, und zu diesem Zwecke, noch vor seiner Berufung nach Berlin, sich längere Zeit in England aufgehalten. Die Belohnung, welche das englische Parlament späterhin seiner Erfindung zuerkannte, wurde aber einem Andern zu Theil, welcher seine Arbeiten sich zugeeignet hatte. Unzufrieden über die vielen vereitelten Hoffnungen, überhaupt von wenig mittheilsamer Gemüthsart, lebte er nach seiner Zurückkunft von Berlin und nach seiner erfolgten Verheirathung abgeschieden von der Welt, und nur von Wenigen gekannt, ausschließlich seiner Wissenschaft, ohne eine fernere Anstellung irgend einer Art nachzusuchen.

Bode's Erläuterung der Sternkunde, welche der Sohn von einem Lehrer zum Geschenk erhalten hatte, entwickelte in ihm die schlummernde Neigung für mathematische und astronomische Wissenschaften, die der Vater, im Bewußtsein des erlittenen eigenen Mißgeschicks, nur ungern unterstützte. Der Sohn war daher für die Erweiterung seiner mathematischen Kenntnisse, welcher er während seiner Studienzeit mit Vorliebe oblag, hauptsächlich auf eigenen Privatfleiß angewiesen. Er empfing vom Vater, für den er tiefe kindliche Verehrung nährte, wohl zu Zeiten einzelne Nachweisungen, keineswegs aber die umfassende planmäßige Anleitung, die man von einem von allen Berufsgeschäften freien, nur den Wissenschaften lebenden Manne hätte erwarten können; denn die sämmtlichen Kinder bekamen den auf seinem Studierzimmer eingeschlossenen Vater oft wochenlang nicht zu Gesicht. Die selbstständigen Ausarbeitungen, und die öffentlichen Vorträge, welche der junge Daniel Huber als Studierender an den vaterländischen Lehranstalten zu machen hatte, bezogen sich sämmtlich auf astronomische Gegenstände. Im Jahre 1787 erschien auch von ihm (im 9ten Theil der Acta helvetica) ein Aufsatz im Druck, über den veränderlichen Stern im Perseus, welcher von selbstständiger Forschung einen Beweis liefert. Da indeß Mathematik und Astronomie ihm keine gesicherten Aussichten für sein einstiges Auskommen zu versprechen schienen, so entschloß er sich zum Studium der Medizin und

widmete sich mit Eifer den Vorbereitungsstudien zu dieser weitumfassenden Wissenschaft. Die noch vorhandenen Collectaneen über seine medizinische Lectüre aus der damaligen Zeit zeugen von der Liebe, mit welcher er das aus Nothwendigkeit erwählte Brodstudium betrieb. Eben diese Beschäftigungen bildeten aber auch die Grundlage seiner umfassenden Kenntnisse in allen Zweigen der Naturwissenschaft, in deren keiner er ein Laie war. Im Jahre 1790 erhielt er durch Verwendung des Directors Merian einen Ruf von der Berliner Akademie als Astronom auf das Observatorium in Danzig. Er wünschte indeß sich wissenschaftlich noch besser vorzubereiten, und konnte sich nur höchst ungern entschließen, ein Vaterland zu verlassen, dem er innig ergeben war; er schlug deshalb den für einen noch jungen Mann so ehrenvollen Ruf aus. Die Erledigung der mathematischen Lehrstelle an der Universität Basel unterbrach seine medizinischen Studien, indem sie ihm eine Aussicht zu einem seiner Neigung angemessenen Wirkungskreise in der Vaterstadt eröffnete. Die zur Bewerbung nöthigen Vorarbeiten nahmen während einiger Zeit seinen Fleiß fast ausschließlich in Anspruch. Er wurde im Jahre 1791 zum Professor der Mathematik erwählt, trat die Stelle im folgenden Jahre an, und bekleidete sie bis an sein Lebensende.

Im Jahre 1798 hatte sein Vater sich bewegen lassen, bei einer in Gotha zusammenberufenen Vereinigung von Astronomen sich einzufinden. Aber gleichsam als ob der viele Jahre hindurch auf sein Studierzimmer einbegrenzte Mann die ungewohnte Veränderung nicht mehr hätte ertragen können, erkrankte er, kaum in Gotha angelangt, plötzlich, und starb noch vor der Ankunft des herbeieilenden Sohnes. So traurig für den letztern die Veranlassung zu dieser Reise war, so erinnerte er sich daran in spätern Zeiten, mit besonderer Vorliebe. Es war das die erste Unterbrechung der ziemlich einförmigen Lebensweise, die er in Basel führte; denn früher hatten ihm seine Verhältnisse eine etwas längere Entfernung von seinem Geburtsorte nicht gestattet. Er hatte in Gotha Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Zach, des Astronomen Lalande und anderer ausgezeichneter Gelehrten seines Faches zu machen. Bei seiner Rückreise verweilte er einige Zeit in Göttingen, und die Benutzung der dasigen Bibliothek gewährte ihm manchen Genuß.

Bald nach seiner Verheirathung im Jahre 1802 wurde ihm neben seiner Lehrstelle das Amt eines Bibliothekars der öffentlichen Bibliothek übertragen. Selbst im Besitz einer von seinem Vater ererbten ausgezeichneten mathematischen und physikalischen Bibliothek, entsprach dieses neue Amt seiner Neigung vollkommen, ungeachtet es vielfache Störungen in seine eigentlichen wissenschaftlichen Beschäftigungen bringen mußte. Er unterzog sich mit großer Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit den mancherlei Besorgungen, welche ihm als Bibliothekar oblagen, und er fand jederzeit eine große Befriedigung in der Benutzung aller Gelegenheiten zur Erweiterung und Ausstattung der seiner Obhut anvertrauten Anstalt.

Bei seinen eigenen Arbeiten empfand er den Mangel von Umgebungen, welche für seine Fächer anregend auf ihn zurückwirken konnten; denn seit dem Tode seines Vaters war er in dieser Beziehung fast ganz auf sich selbst reduzirt. Es ging ihm wie manchem isolirt lebenden Gelehrten in kleinen Städten, daß er manchen guten Gedanken oft lange mit sich herumtrug, welcher bei einem lebhaftern wissenschaftlichen Umgange zu klarerer und vollständigerer Ausbildung gekommen wäre, die denselben zu öffentlicher Bekanntmachung geeignet hätten. So hatte er z. B. schon in frühern Zeiten, durch eignes Nachdenken, die späterhin durch Gauß und Legendre bekannt gewordene Methode der kleinsten Quadrate, zur Ausmittlung des wahrscheinlichsten Ergebnisses aus einer Reihe von Beobachtungen, aufgefunden. Hinwieder beschäftigten ihn andere physikalische und mathematische Untersuchungen längere Zeit, die er vielleicht früher aufgegeben hätte, wenn ihm öfter Gelegenheit geworden wäre mit sachkundigen Freunden sich zu besprechen. In der praktischen Astronomie vornehmlich würde er Manches geleistet haben, hätten seine Verhältnisse in jungen Jahren ihm gestattet, sich mit einem hinreichenden Beobachtungs-Apparat zu versehen. Späterhin, als er in dieser Beziehung sich weniger beschränkt fand, waren seine angewohnte Lebensweise und eingetretene Kränklichkeit hinderlich. Ein nur kurz dauernder Besuch des Herrn von Zach im Jahre 1805 gewährte ihm vielen Genuß, und spornte seinen Eifer zur praktischen Astronomie auf's Neue an. Es war das auch Veranlassung zur Ausarbeitung einiger astronomischen Aufsätze, die in Zach's Correspondenz erschienen

sind, und die einen Beweis liefern, was er in seinem Lieblingsfache unter anregendern Umgebungen würde geleistet haben.

Im Jahre 1815 unternahm er, auf Aufforderung der Regierung, die trigonometrische Vermessung des Kantons Basel, eine Arbeit, deren Vollendung, seiner Gesundheitsumstände wegen, sich mehrere Jahre verzog, die er aber mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit vollendete, und welche die Grundlage zu den begonnenen Kataster-Arbeiten bildet. Im Jahr 1816 publizirte er auch eine Karte des Bezirkes Birseck, welche auf jenen Vermessungen beruht.

Erst in den letzten Jahren seines Lebens, vielleicht weil er in seiner Vaterstadt mehr wissenschaftliche Ermunterung fand, als früher, entschloß er sich zur Herausgabe einiger kleiner Schriften. Dahin gehört eine Theorie der Parallellinien (1823), welche einen sehr schätzbaren Beitrag zur Beleuchtung eines Gegenstandes liefert, über welchen schon so viel ist geschrieben worden. Bei Gelegenheit der in Mühlhausen begangenen Sekularfeier von Lamberts Geburt (1829), entwarf er eine Schilderung von dessen Verdiensten in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Diese beiden kleinen Werke bilden, nebst einigen akademischen Gelegenheitsschriften, und den bereits erwähnten Aufsätzen astronomischen Inhalts, die einzigen Arbeiten, welche der Verewigte dem Drucke übergeben hat.

Bereits im Jahr 1798 wurde er zum Mitgliede des, in Folge der neuen Verfassung aufgestellten Erziehungsrathes, dessen Wirksamkeit aber nur von kurzer Dauer war, erwählt. In der Folge war er einer der Beisitzer der akademischen Behörde, welche sich am thätigsten der derselben zustehenden administrativen Verrichtungen annahmen. So leitete er namentlich längere Zeit über das Rechnungswesen der Universität. Er fühlte es mit Andern, daß die Unterrichtsanstalten, an welchen er als Lehrer arbeitete, einer Umgestaltung bedurften; seinen Wünschen zufolge hätte dieselbe von den Lehrern selbst aus eigenen Kräften unternommen werden sollen. Er hatte zu dem Ende einen ausführlichen Plan ausgearbeitet, nach welchem eine verbesserte Anordnung der Lehrfächer, und eine vermehrte Zahl von Unterrichtsstunden vorgeschlagen wurde, und sich selbst zur Uebernahme ansehnlich vermehrter Leistungen verpflichtet. Die wenige Unterstützung, welche aber die wohlgemeinten Absichten

bei seinen damaligen Kollegen fanden, hätte an sich schon den überzeugenden Beweis geliefert, daß nur eine völlige Aufhebung des Bestehenden, und eine umfassende Begründung neuer Einrichtungen, wodurch freilich manche Persönlichkeit sich gekränkt finden mußte, gründliche Abhülfe zu bringen vermochte. Als im Jahr 1813 die oberste Landesbehörde die Nothwendigkeit einer solchen Maaßregel erkannte, wurde auch er zum Mitgliede der zur Berathung der vorzunehmenden Aenderungen aufgestellten Universitäts-Commission ernannt. Er sprach in derselben für die Schonung des Bestehenden, denn er sah ungern, wenn eine vorhandene, auch unvollkommene Einrichtung aufgehoben wurde, ohne sofort durch etwas Vollkommeneres ersetzt zu werden, und eine Aufstellung von Unterrichtsanstalten nach einem weniger umfassenden Plane, als dem von den Vorfahren begründeten, hätte niemals seine Beistimmung erhalten. Die neue Anordnung des ziemlich complizirten Rechnungswesens der mannigfaltigen, aus einzelnen Vermächtnissen herrührenden, zu vorgeschriebenen Zwecken bestimmten academischen Fonds, wurde durch ihn ausgeführt. Nach Genehmigung der Vorschläge der Universitäts-Commission durch den Großen Rath wurde er im Jahr 1818 bei Errichtung des Erziehungsrathes zum Mitgliede desselben ernannt. Er hätte es gerne gesehen, wenn die Lehrstellen, zu deren Besetzung er mitzuwirken hatte, bloß Einheimischen hätten übertragen werden können. Da er seine eigene Bildung in seiner Vaterstadt vollendet hatte, und sich bereits in einem Alter befand, wo man ungern seinen gewohnten Ideengang ändert, so betrachtete er mit Mißtrauen was mit seiner Anhänglichkeit an die vaterländischen Einrichtungen in irgend einen Widerspruch kam. Jedem aufstrebenden Talente in seinen Umgebungen widmete er aber sein besonderes Wohlwollen, und half mit Rath und That wo es ihm möglich war, und nichts gewährte ihm eine innigere Freude, als wenn einer seiner jungen Mitbürger, von dem er sich etwas Namhaftes versprechen durfte, eine wissenschaftliche Laufbahn wählte, die mit seiner eigenen in irgend eine Berührung kam.

Die Gründung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft war für ihn ein sehr erfreuliches Ereigniß. Mit innigem Vergnügen besuchte er ihre ersten Versammlungen. Durch seine Bemühungen entstund mit Anfang des Jahrs 1817 die Basler

Cantonal-Gesellschaft, deren Vorsteher er bis zu seinem Tode geblieben ist. Mit vollem Recht fiel daher die Wahl zum Präsidenten der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft, bei deren Zusammenkunft in Basel, im Jahr 1821 auf ihn. Später hinderte ihn zunehmende Kränklichkeit am fernern Erscheinen bei den Jahresversammlungen, er nahm aber immerfort den wärmsten Antheil an allen Verhandlungen und allen Unternehmungen der Gesellschaft.

In Folge einer etwas schwächlichen Konstitution hatte er sich manche Vorsichtsmaaßregeln in seiner Lebensart angewöhnt. Seine Umgebungen bemerkten daher, weniger als er selbst, die während des Jahrs 1829 immerfort sich mehrende Abnahme seiner Kräfte. Eine ausbrechende Gelbsucht nahm einen immer ernstern Character an. Er selbst barg sich deren Folgen gar nicht, und brachte mit großer Besonnenheit seine Angelegenheiten in Ordnung. Sein Tod, welcher den 3. Dezember 1829 erfolgte, erreichte ihn daher nicht unvorbereitet.

Anhänglichkeit an das Alte und Bestehende war allerdings ein hervorstechender Zug in seinem Character. Eine gewisse ängstliche Umständlichkeit, die mit seiner physischen Konstitution im Zusammenhang stehen mochte, hinderte ihn gar nicht, mit Festigkeit auf dem zu beharren, was er für seine Pflicht hielt, ungeachtet er den Vorstellungen der Freunde, die sein Vertrauen genossen, gerne nachgab. In seinen Amtsgeschäften bewies er eine gewissenhafte Vorsorge für das ihm Anvertraute, die Manchen zu weit gehend scheinen mochte. Feind alles Flüchtigen und nur für den Augenblick berechneten, bezeigte er überall wo er mitzusprechen und mitzuwirken hatte, eine Vorliebe für tüchtige Leistungen, für eine gründliche Sorge für die Zukunft, und scheute daher keineswegs die nöthigen Opfer. Dieser gediegene Sinn, die Uneigennützigkeit, die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit zur Mithülfe, die er bei allen Gelegenheiten an den Tag legte, seine innige Anhänglichkeit an das Vaterland und an alle vaterländischen Einrichtungen, mußten ihm Alle zu Freunden machen, die nähern Umgang mit ihm pflegten, wenn sie auch über mancherlei Dinge abweichende Ansichten hegen mochten.

Er hatte sich eine im mathematischen, astronomischen und physikalischen Fache sehr vorzügliche Bibliothek gesammelt, wozu

die von seinem Vater herstammende Sammlung die Grundlage bildete, welche er sich angelegen sein ließ nach Kräften zu unterhalten und zu vermehren. Kinderlos wie er war, und in einer, wenn auch nicht glänzenden, doch sehr sorgenfreien ökonomischen Lage, fand er sich dazu in Stand gesetzt. Mit der größten Liberalität war seine Bibliothek einem Jeden geöffnet, welcher sie zu benutzen wünschte. Er hat dieselbe in seinem Testamente, nebst den physikalischen und astronomischen Instrumenten, die er besaß, den öffentlichen Anstalten seiner Vaterstadt vermacht, und noch lange wird sie als eines der schätzbarsten literarischen Hülfsmittel auch den kommenden Geschlechtern ein Denkmal seines gediegenen wissenschaftlichen Sinnes und seiner Liebe für die vaterländischen Anstalten darbieten.

P. Merian, Professor.

Von Hrn. Jullier, grand-vicaire du Diocèse de Sion, ist weiter keine nekrologische Notiz eingesendet worden; siehe was in der Eröffnungsrede, Seite 14, bemerkt ist.